

DER FELS

P. Dr. Johannes Nebel FSO:
Das Sakrament der Sündenvergebung
und die Zukunft des Christentums

35

Pfr. Michael Theuerl:
„Gott nahe zu sein ist mein Glück“

44

Jürgen Liminski:
Die Natur des Menschen auf der Kippe

52

Katholisches Wort in die Zeit

52. Jahr Februar 2021



INHALT

P. Dr. Johannes Nebel FSO:
Das Sakrament der Sündenvergebung
und die Zukunft des Christentums 35

Diakon Raymund Fobes:
Die Weisheit des Alters 42

Pfr. Michael Theuerl:
„Gott nahe zu sein ist mein Glück“ 44

Rektor Pfr. Georg Alois Oblinger:
Hungern und Fasten –
Sinn, Unsinn und Grenzen 48

Prof. Dr. Hubert Gindert:
Hinausbeten! 50

Gerhard Stumpf:
Reformer und Wegbereiter in der Kirche:
Pater Reinhard Bottner OSB 51

Jürgen Liminski:
Die Natur des Menschen
auf der Kippe 52

Edith Missal:
Aus dem Leben einer Christin
in der DDR 55

**Interview von Simone Zwikirsch
mit Prof. Ralf Lankau:**
Der digitalen Entmündigung
widerstehen! 56

Franz Salzmacher:
Pajazzo, die Maske und der
Freiheitsbaum 58

Pastoralreferent Alfons Zimmer:
Kamel und Christenmensch 60

Auf dem Prüfstand 61
Leserbriefe 63

Impressum „Der Fels“ Februar 2021 Seite 63
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Büßender heiliger Hieronymus

Quelle: Öl auf Holz, Ravensingham Hall, Collection
Sir Edmund Bacon, M. Mende: Albrecht Dürer,
Pawlik Verlag, 1976, Abb. 15
Titelbeschreibung S. 62

Foto- und Quellennachweise: Seite 62

Liebe Leser,

In der Nacht vom Faschingsdienstag auf Aschermittwoch wurde früher der Fasching „beerdigt“, um zum Ausdruck zu bringen, dass jetzt eine andere Zeit im Kalender beginnt. Ein solches Tun würden in der heute säkularisierten Zeit viele nicht mehr verstehen. Für sie ist Aschermittwoch ein normaler Wochentag.

„Wir brauchen einen missionarischen Aufbruch“, wie Pfarrer Erich Maria Fink auf dem letzten Kongress geäußert hat. Dringend! Aber wir sollten am Hauptproblem der Kirche ansetzen. Das sind nicht die hunderttausende Kircheng Austritte, das Fehlen der Gläubigen bis zu 95% am sonntäglichen Gottesdienst oder die 99%, die nicht mehr den Beichtstuhl aufsuchen. Sie zeigen die religiöse Haltung auf. Aber das sind nur die Folgen dieser Einstellung. Die Ursachen liegen tiefer. Die eigentlichen Fragen, denen wir uns stellen müssen, lauten: Gibt es einen Gott? Was sind seine Eigenschaften? Was hat er mit meinem Leben zu tun? Aus den Antworten erklären sich die Folgen, die wir zurecht beklagen.

Was uns Jesus Christus und die Kirche zu diesen Fragen sagen, ist schlüssig. Das heißt nicht, dass diese Antworten von den Zuhörern angenommen werden. Der freie Wille bleibt. Die Antwort von Joseph Ratzinger auf die Frage, wie viele Wege es zu Gott gibt: „so viele als es Menschen gibt“, heißt zugleich, dass die Menschen ebenso viele Wege beschreiten können, die von ihm weg führen.

Wer die Antworten Jesu und der Kirche verinnerlicht hat, wird nicht nur erschreckt vor dem stehen, wozu die menschliche

Natur fähig ist, wie Sexualdelikte, Völkermord und Verbrechen jeder Art. Er wird auch darüber staunen, was verfolgte Christen in China, Pakistan oder Nigeria ihres Glaubens wegen auf sich nehmen.

Wem aufgegangen ist, dass Gott ihn ansieht im Kind von Betlehem, als Lehrer auf den Straßen von Galiläa und im Antlitz des Gekreuzigten auf Golgatha, dem wird klar, dass nur eine innere Umkehr den Einzelnen und auch unsere Kirche rettet. Dies beschreibt P. Dr. Johannes Nebel FSO in seinem Vortrag eindrucksvoll.

Er wird die Gebote als notwendige Stütze in seinem Leben verstehen, weil er die Schwäche der menschlichen Natur, auch seine eigene, kennt. Deswegen wird er die sakramentalen Hilfsmittel der Kirche annehmen.

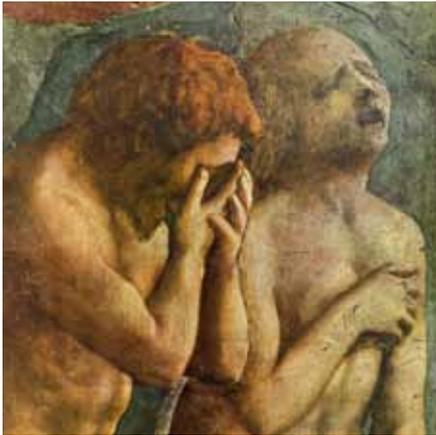
Dem bewusst gewordenen Christen wird nichts im Leben erspart bleiben: Krankheit, Enttäuschung jeder Art, der Tod. Er wird trotzdem Freude am Glauben erfahren, weil er weiß, was ihn erwartet: Das Leben bei Gott.

Wir gehen auf Ostern zu. Es sind 40 Tage. Das schließt ein: den Palmsonntag, den Gründonnerstag, Karfreitag, schließlich die Auferstehung des Herrn. Wir gehen dem entscheidenden Ereignis der Menschheitsgeschichte entgegen. Machen wir uns das wieder bewusst!

mit den besten Wünschen
aus Kaufering



Ihr Hubert Gindert
und das Redaktionsteam



Der Vortrag lässt auf das Bußsakrament ein neues Licht fallen, indem Aspekte der Zeitlage aus historischer Zusammenschau kurz in den Blick genommen werden. Zentral wird dabei der Aspekt der Umkehr: Welche Bedeutung hat sie im Zeugnis des Neuen Testaments? Dies muss für das heutige Verständnis vom Bußsakrament neu fruchtbar gemacht werden. Die Umkehr selbst braucht aber klare Fundamente. Dafür muss das Sündenbewusstsein ein griffiges Profil erhalten, wozu auch Gedanken des heiligen John Henry Newman (1801-1890) herangezogen werden: Was ist eine Sünde, was ist ein Fehler, in welchem Verhältnis stehen beide zueinander? Der Gottesbezug ist entscheidend, um hier persönlich Klarheit erhalten zu können. Mit der Theologie von Kardinal Leo Scheffczyk (1920-2005) kann aufgezeigt werden, wie segensreich das Bußsakrament auch im Umgang mit Alltagssünden ist. Denn in jedem Fall schenkt es eine ganz besondere Begegnung mit Jesus Christus; daraus aber fließt eine erneuernde Kraft – nicht nur für den Beichtenden, sondern auch für Kirche und Welt. Hier liegt eine Chance, die freigesetzt werden muss; Motivationen zur Beichte werden neu erkennbar. Einerseits gibt es die objektive Wirkung der Lossprechung, andererseits Reue als Voraussetzung und Umkehr als persönliche Konsequenz. Wie fließt dies in die Auswirkung dieses Sakraments ein?

Das Sakrament der Sündenvergebung und die Zukunft des Christentums

1 Einstieg: Blick in die Zeit

Seit dem 20. Jahrhundert haben wir westlichen Katholiken uns einen Umgang mit Glaube und Kirche angeeignet, der sich unterscheidet von früheren Jahrhunderten. Die Vorstellung hat an Breitenwirkung gewonnen, das Überleben des Christentums hänge maßgeblich davon ab, dass man an seiner *äußeren* Erscheinung spürbare Änderungen vornehme. Vorgeprägt ist diese Überzeugung vor allem in den Idealen der abendländischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts, die weniger von der Offenbarungsgrundlage ausging, sondern menschliche Vernunft und Ethik als obersten Maßstab auch für das Christsein ansah. Dies bekam aber erst im Laufe des 20. Jahrhunderts Breitenwirkung, mitausgelöst von der Katastrophe der beiden Weltkriege. Schlaglichtartig will ich vier ganz unterschiedliche Phänomene herausgreifen – ohne Anspruch auf Vollständigkeit:

■ Die Theologie geriet seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in die Enge einer Verteidigungsposition. Das konnte auf Dauer so nicht bleiben. Doch nur Wenigen, wie z.B. im 19. Jahrhundert dem großen Kölner Theologen Matthias Joseph Scheeben oder im 20. Jahrhundert Kardinal Leo Scheffczyk, ist eine Erneuerung in organischem Anschluss an die Vergangenheit gelungen. Ansonsten entstand vielfach ein Drang, aus traditionellen Denkvorgaben zu grundlegenden Neuansätzen auszubringen, vielfach in einem Jahrhundert überspringenden Rückgriff auf die Bibel und die frühe Kirche. Manche geistigen Leistungen bleiben freilich bahnbrechend. Aber ein Durchbruch zur Erneuerung der Herzen im Glauben ist nur teilweise gelungen und steht in keinem Verhält-

nis zum riesigen wissenschaftlichen und publizistischen Aufwand der letzten Jahrzehnte.

■ Ein ganz anderes Beispiel für äußere Änderungen: Seit dem Ersten Weltkrieg wandte sich die Gestaltung der Gotteshäuser von dem Ideal einer Schönheit ab, die jeden Raumpunkt ausgestaltet; stattdessen ging man zunehmend über zu Nüchternheit, Kargheit, ja Funktionalität. Das Bisherige wurde tendenziell als überladen empfunden und abqualifiziert.

■ Äußere Wandlungen betreffen auch die heilige Liturgie. Diese wurde bis zur Morgenröte des 20. Jahrhunderts auch von Päpsten als unantastbar angesehen. Unbestreitbar war freilich ein gewisser Reformbedarf; die Frage war aber, bis zu welchem Ausmaß dies nötig war. Jedenfalls wurde seit Papst Pius X. – dem ersten Präzedenzfall – die römische Liturgie in mehreren Anläufen pastoral motivierten äußeren Änderungen unterzogen.

■ Ein letztes Beispiel, das ich ganz kurz anreißen möchte, ist der äußere Wandel im Verhältnis zur Kirche, deren hierarchische Struktur auch als Glaubensbasis bis weit ins 20. Jahrhundert hinein fraglos bejaht wurde. Das musste keine Verengung sein, da schon im 19. Jahrhundert etwa der heilige John Henry Newman dies in einer ganzheitlichen Sicht der Kirche neu begründet hat. Doch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts passt sich das Verhältnis zur Kirche und zum Glauben dem Wandel des gesellschaftlichen Empfindens immer mehr an. Dies führt zu stets neu anbrandenden demokratischen und soziologischen Hinterfragungen. Es betrifft dann gerade auch die Auffassung von Brennpunkten wie z.B. der Sexualmoral.

All dies – und manches mehr – soll jetzt nicht gewertet werden;

immer wird man Positives und Negatives voneinander unterscheiden müssen. Es gibt aber bei alldem einen gemeinsamen Grundzug, nämlich christliche Neuwerdung in äußeren Veränderungen zu suchen, ja hier sogar bisweilen von einem Erneuerungsdruck oder Reformstau auszugehen. In der heutigen Zeit sind wir damit konfrontiert, wie derartigem Druck auch in kirchlichen Leitungspositionen nachgegeben wird.

Frühere Jahrhunderte jedoch – vom Einfluss der Reformation sehen wir jetzt einmal ab – sind binnenkirchlich weitgehend anders mit dem Anliegen christlicher Erneuerung umgegangen. Wenn wir etwa Bewegungen wie Cluny im 10. Jahrhundert, die Gregorianische Reform im 11. Jahrhundert, die zisterziensische Erneuerung im 12. Jahrhundert, die franziskanische Armutsbewegung im 13. Jahrhundert, oder die von Jesuiten ausgehende Exerzitienbewegung der frühen Neuzeit in den Blick nehmen, oder wenn wir an den segensreichen Einfluss der *École française* im 16. Jahrhundert und das Wirken

des heiligen Jean Eudes, oder den Einfluss des heiligen Vinzenz von Paul denken – so unterschiedlich all diese Phänomene auch sind – gerade auch im Stellenwert des Äußeren –, gemeinsam ist ihnen ein Abzielen auf das Innere: dass nämlich Erneuerung des kirchlichen Lebens zu tun hat mit Besinnung auf den Glauben, mit einer Umkehr im Blick auf das Verhältnis zur Welt, da das christliche Leben in irgendeiner Weise von ihr vereinnahmt, nachlässig oder oberflächlich geworden war. Erneuerung wurde also in einer der jeweiligen Zeit entsprechenden Besinnung auf das Wesentliche des Glaubens und der Liebe angestrebt.

Äußere Änderungen mögen dabei Anknüpfungspunkt gewesen sein – mehr oder weniger –, aber sie standen nie als Primäres im Vordergrund, sondern sind als Zweites aus dem Inneren hervorgewachsen oder haben wenigstens dem Inneren direkt aus den Startlöchern geholfen. Das genau scheint mir ein grundlegender Unterschied zu maßgeblichen Vorgängen des 20. und des beginnenden

21. Jahrhunderts zu sein. In jüngerer Zeit wurde häufig in der äußeren Änderung als solcher bereits Erneuerung gesucht. So avancierte das, was vormalig das Zweite war, zum Ersten und Entscheidenden. Was vormalig jedoch das Erste war, das vertiefte und zeitgemäße Aufleben des Inneren, die tatsächliche Umkehr, hat unter manchen neuerdings erdachten und erkämpften äußeren Ausgangspunkten keine echte Chance, keine breite kirchenprägende Kraft mehr.

2 Das Bußsakrament im Panorama seiner Bedeutungen

Unter diese Beobachtungen möchte ich das eigentliche Thema meines Vortrages stellen, nämlich die Bedeutung des Bußsakraments. Was eben im Zeitüberblick skizzenhaft beleuchtet wurde, darf freilich nicht als direkte Ursache für die Krise dieses Sakraments missverstanden werden. Es geht mir vielmehr darum, das Bußsakrament in einen viel umfassenderen Horizont des Denkens und der Wahrnehmung zu stellen. Viel – zu viel – ist seit Jahrzehnten über den Verfall der Bußpraxis gemurmelt und geklagt worden. Größere Initiativen, etwa durch den Umgang Johannes Pauls II. mit der Jugend oder die Initiative von Papst Franziskus „24 Stunden für den Herrn“, in denen Kirchen stundenlang gerade auch für das Sakrament der Versöhnung offenstehen, bringen hie und da wertvolle Impulse der Erneuerung. Ein Gesamtumdenken im Blick auf dieses Sakrament jedoch steht noch aus. Genau deshalb ist es mir ein Anliegen, über das Bußsakrament in einem Gesamthorizont kirchlicher Entwicklungen nachzudenken.

Im Blick auf die eben dargestellten Unterschiede zwischen dem 20. (und beginnenden 21.) Jahrhundert im Vergleich zu vormaligen Schwerpunkten rückt nämlich ein Aspekt des Bußsakraments ins Zentrum unserer Aufmerksamkeit: der Aspekt der Umkehr. Man kann den Vergleich von eben nämlich auch auf diesen Punkt bringen: Stand vormalig Erneuerung jeweils unter einer Zentralität des Umkehrgedankens, scheint demgegenüber in den jüngeren Jahrzehnten der Erneuerungsdenken vielfach losgelöst vom Ideal

Paulus ist der größte Missionar der Kirche. Die Menschen, die offen waren für das Wort Gottes, hingen an seinem Mund.



der Umkehr. Auch das Bußsakrament von der Umkehr her aufzufassen, ist heute alles andere als selbstverständlich. Vielfach stehen nämlich andere Aspekte in unserem Empfinden im Vordergrund,

- etwa der Aspekt der Beichte, dass man also persönliche Sünden gegenüber dem Priester offen ausspricht,

- oder der Aspekt der Vergebung, dass man also in sakramentaler Sicherheit von Sündenlasten befreit ist,

- oder der wichtige Aspekt der Versöhnung, also dass dieses Sakrament unser Verhältnis zu Gott und zu den Mitmenschen auf eine neue Grundlage stellt; ergreifend sind hier Worte des heiligen John Henry Newman: „Welch ein alles durchdringender, herzbezwingender Friede ... ist wesentlich und beinahe greifbar über die Seele ausgegossen ..., wenn der büßende Sünder sich erhebt: er ist mit Gott versöhnt, seine Sünden sind für immer weggewälzt“.¹

- Oder denken wir schließlich an den Aspekt der Buße, der darin besteht, im Priester die sakramentale Autorität zu erkennen, der es zusteht, ein Zeichen der büßenden Wiedergutmachung aufzuerlegen, das man dann freilich möglichst rasch erfüllt.

All dies sind gewiss wichtige und wahre Aspekte, die bleibende Bedeutung für unseren Umgang mit diesem Sakrament haben. Aber zwei Gesichtspunkte sind hierbei noch nicht genannt worden: Jener der Reue, der überhaupt an der Wurzel des Sündenbekenntnisses steht, und der Aspekt der Umkehr, der die eigentliche Konsequenz dieses Sakraments sein soll. Reue und Umkehr bilden sozusagen den umfassenden Rahmen, innerhalb dessen alle zuvor genannten Aspekte ihren je eigenen Ort haben. Wir bezeichnen dieses Sakrament zwar als Sakrament der „Beichte“, der „Vergabung“, der „Versöhnung“, der „Buße“, kaum jedoch als Sakrament der „Reue“ oder der „Umkehr“. Diese äußere Umklammerung verdient daher einmal, in den Mittelpunkt unserer Aufmerksamkeit gestellt zu werden. Inspiriert sind diese Akzentsetzungen übrigens auch von Anliegen von Julia Verhaeghe (1910-1997), der Gründerin der geistlichen Familie „Das Werk“, der ich angehöre.



Jesus sagt zum Pharisäer: „Ihr seid viele Sünden vergeben, weil sie viel Liebe gezeigt hat“ (Lk 7,47). Dann sprach Jesus zur reuigen Sünderin: „Deine Sünden sind dir vergeben“ (Lk 7,48).

3 Zur Bedeutung der Umkehr im Neuen Testament

Als Jesus, unser Herr, sein öffentliches Wirken in Galiläa begann, steht im Zentrum sein Ruf „Kehrt um! Denn das Himmelreich ist nahe!“ (Mt 4,17) – so gemäß dem Matthäusevangelium. Mit anderen Worten bezeugt der Evangelist Markus das Gleiche: „Nachdem Johannes ausgeliefert worden war, ging Jesus nach Galiläa; er verkündete das Evangelium Gottes und sprach: Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um und glaubt an das Evangelium!“ (1, 14f.). Auch Lukas drückt dies unmissverständlich aus, wenn er ganz an den Beginn des Wirkens Jesu seinen Auftritt in Nazareth stellt, wo Er den Einwohnern seiner Heimatstadt zu verstehen gab: „In Israel gab es viele Witwen in den Tagen des Elija, als der Himmel für drei Jahre und sechs Monate verschlossen war und eine große Hungersnot über das ganze Land kam. Aber zu keiner von ihnen wurde Elija gesandt, nur zu einer Witwe in Sarepta bei Sidon. Und viele Aussätzigte gab es in Israel zur Zeit des Propheten Elischa. Aber keiner von ihnen wurde geheilt, nur der Syrer Naaman“ (Lk 4,24-27), und wenig später bezeugt Lukas, wie Jesus den Pharisäern gegenüber seine Sendung zusammenfasst in der Aussage „Ich bin nicht gekommen, um Gerechte, sondern Sünder zur Umkehr zu rufen“ (Lk 5,32).

Auch der Evangelist Johannes geht – wenn auch in anderen Worten und Gedanken – von einer Zentralstellung der Umkehr aus. So lesen wir zunächst im Prolog des vierten

Evangeliums „Er kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf. Allen aber, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden“ (1,11f.). Dem Nikodemus gegenüber erklärt Jesus dann: „Jeder, der Böses tut, hasst das Licht und kommt nicht zum Licht, damit seine Taten nicht aufgedeckt werden. Wer aber die Wahrheit tut, kommt zum Licht, damit offenbar wird, dass seine Taten in Gott vollbracht sind“ (Joh 3,20f.).

Wenden wir uns auch kurz der Apostelgeschichte zu. Petrus stellt in seiner Pfingstpredigt ebenfalls den Ruf zur Umkehr ins Zentrum: „Kehrt um und jeder von euch lasse sich auf den Namen Jesu Christi taufen zur Vergebung eurer Sünden; dann werdet ihr die Gabe des Heiligen Geistes empfangen“ (Apg 2,38). Nochmals sagt Petrus auf dem Tempelplatz: „Also kehrt um und tut Buße, damit eure Sünden getilgt werden“ (Apg 3,19). Zentral ist die Umkehr dann auch im Christuszeugnis des Petrus vor dem Hohen Rat: „Ihn hat Gott als Anführer und Retter an seine rechte Seite erhoben, um Israel die Umkehr und Vergebung der Sünden zu schenken“ (Apg 5,31). Entscheidend ist die Umkehr auch im Leben des heiligen Paulus, als dieser vor Damaskus zu Boden geworfen wurde. Noch viele Jahre später bezeugte Paulus offen, dass die damalige Begegnung mit dem Auferstandenen in ihm vor allem den Willen zur Umkehr hervorgerufen hat: „Ich sagte: Herr, was soll ich tun?“ (Apg 22,10). Den Athenern gegenüber fasst Paulus im Areopag seinen Blick auf die ganze Heilsgeschichte Gottes zusammen in

den Worten: „Gott, der über die Zeiten der Unwissenheit hinweggesehen hat, gebietet jetzt den Menschen, dass überall alle umkehren sollen“ (Apg 17,30).

Brechen wir hier den Überblick über neutestamentliche Aussagen ab. Im Umgang mit Jesus Christus ist Umkehr keine Nebensache, sondern steht geradezu im Mittelpunkt. Im Bußsakrament aber begegnen wir persönlich Jesus, und zwar angesichts unserer Fehler und Sünden. Muss dann nicht gerade der Aspekt der Umkehr ins Zentrum unserer Perspektive rücken? Wir dürfen doch den klaren biblischen Aussagen nicht widersprechen!

4 Beichtpraxis heute vor dem Anspruch Gottes

Wie aber sieht denn vielfach die Beichtpraxis faktisch aus? Im Folgenden stehen natürlich keine einzelnen Gläubigen im Blick; vielmehr soll eine allgemeine Tendenz ins Auge gefasst werden, die schon seit

geraumer Zeit im Gottesvolk tief verwurzelt sein dürfte. Es geht um eine Mentalität, in der das Bußsakrament – sofern es praktiziert wird – einen relativ bequemen Umgang mit eigenen Sünden garantieren soll. Gewiss, eine vorausgehende Herzenerforschung verlangt einen Augenblick der Selbstbesinnung, der Gang zur Kirche kostet etwas Zeit, das verbale Bekenntnis bereitet vielleicht spontan etwas Mühe, je nach Gewohnheit. Dann aber ist alles sehr rasch vorbei: Der Priester spricht einige tröstende und aufbauende Worte, gibt eine möglichst gut erfüllbare Buße auf, erteilt die Lossprechung. Die Sünden können nun vergessen werden (was auch so sein soll); die Buße wird verrichtet. Das Sakrament ist erledigt. Das Leben geht weiter – bis man dann wieder einmal beichten geht.

Mit diesem Blick soll nicht in Abrede gestellt werden, dass es auch in unserer Zeit viele tiefgreifende Bekehrungen und Neuwerdungen gerade im Bußsakrament gibt. Besonders von manchen geistlichen Zentren, zu denen Gläubige strömen und wo

unablässig dieses Sakrament angeboten wird, gehen große Kräfte des Segens und der Erneuerung in alle Teile Europas aus. Für diese echten Bekehrungsfälle dürfen wir von Herzen dankbar sein; in ihnen wird die wahre Macht und Größe des Bußsakraments bezeugt.

Aber eine allgemein vorherrschende Mentalität im Umgang mit der gewöhnlichen Beichte wird dadurch noch nicht automatisch geändert. Wir dürfen nicht auf den Segen großer Bekehrung verweisen, um damit abzulenken von dem Umgang mit diesem Sakrament angesichts oft eher kleiner Alltagssünden, der vielleicht auch uns selbst betrifft. Wenn dieses Sakrament in echten Bekehrungsfällen wahrhaft „Umkehrsakrament“ ist – warum dann nicht auch wenigstens ansatzweise im gewöhnlichen Beichtgang? Warum soll hier mit zweierlei Maß gemessen werden? Das biblische Zeugnis, das wir eben gesehen haben, spricht doch eine andere Sprache.

Will Gott uns durch den Priester die Sünden nur deshalb vergeben, damit wir für einen Augenblick uns im Herzen erleichtert und im Gewissen entlastet fühlen können? Das ist freilich auch der Fall, wird von der Kirche so gelehrt und ist auch gut so. Aber darf sich unsere Motivation zum Empfang des Bußsakraments darin erschöpfen? Können wir so mit Gott umgehen? Ja, Gott muss ins Zentrum unserer Perspektive gestellt werden! Die Verniedlichung des Bußsakraments hat ihre Wurzeln darin, immer nur die persönlichen punktuellen Bedürfnisse zum Ausgangs- und Zielpunkt zu nehmen. Julia Verhaeghe, die Gründerin des „Werkes“, sagt einmal: „In der Beichte soll man die Sünden ... vor Gott und vor seiner heiligen Kirche aufrichtig bekennen. ... Ja, die innere Erkenntnis von Sünden und Fehlern sucht ... Gottes barmherzige Vergebung, ... um das erkannte Übel zu beseitigen und es vor Gott und der Mutter Kirche, der Familie Gottes, wieder gut zu machen.“

Erst wenn Gott ins Zentrum meines Sündenbewusstseins tritt, hat auch die Umkehr die Chance, entscheidend zu werden für den Umgang mit dem Bußsakrament. Erst wenn Gott im Zentrum steht, wird der innerste Lebensnerv der sakramentalen Ordnung der Kir-



che respektiert, nämlich unserer innersten Erlösung zu dienen und uns so auf die Ehre Gottes auszurichten. Durch den Empfang der Sakramente sollen wir immer Gott verherrlichen und der Kirche dienen.

5 Der Unterschied zwischen Fehler und Sünde

Bei den Sünden, die wir bekennen sollen, geht es aber nicht darum, angesichts irgendwelcher Fehler, die uns unterlaufen sind, in emotionalen Frieden zu kommen. Alle Sünden sind zwar auch Fehler, aber nicht alle Fehler sind auch Sünden. Es gibt schmerzliche und ärgerliche Fehler, die uns passieren, die uns auch belasten, die aber für sich genommen nicht wirklich als Sünde aufgefasst werden dürfen. Die Sünde betrifft immer nur dasjenige, wovon ich schmerzlich einsehe: Es war Gott gegenüber nicht richtig, und ich hätte es wirklich vermeiden können oder wenigstens mehr gegen die Versuchung ankämpfen können, habe es aber nicht getan. Auch wenn es (wie häufig) um Mitmenschliches geht: als Sünde genommen, betrifft es unser Gottesverhältnis. Und weil es unser Gottesverhältnis betrifft, betrifft es auch unser Verhältnis zu dem Tempel Gottes: zu Gottes Tempel im Kleinen, der wir kraft der Taufgnade selbst sind, sowie zu Gottes Tempel im Großen, also zur umfassenden Gemeinschaft der Kirche. Das alles wird durch Sünden belastet, auch durch ganz kleine und unscheinbare Sünden, aber auch nur durch Sünden, nicht etwa durch alle möglichen Fehler, die halt passiert sind und mich eher deshalb belasten, weil ich unterschwellig perfekt sein will und nicht bereit bin, mich selbst anzunehmen, wenn ich meinem Perfektionswillen eben nicht entspreche. Wenn dagegen Gott im Zentrum der Gewissenserforschung steht, wird es viel einfacher, zwischen bloßen Fehlern und echten Sünden zu unterscheiden. Angesichts der unerschöpflichen Barmherzigkeit und der allmächtigen Weisheit Gottes fällt es uns auch leichter, bloße Fehler uns selbst zu verzeihen, und echte Sünden – auch kleine Sünden – vor Gott zu bereuen und Ihm im Bekenntnis vertrauensvoll zu übergeben.



Christen pilgern zeit ihres Lebens auf ihr Ziel hin: das Leben mit Gott. Manchmal, soweit die Schuhe tragen.



6 Der Empfang des Bußsakraments als Segen für die ganze Kirche

Es gibt also den Irrtum, Fehler für Sünden zu halten, die in Wirklichkeit keine Sünden sind. Aber es gibt nicht weniger den umgekehrten Irrtum, Sünden zu bloßen Fehlern zu erklären, obwohl sie tatsächlich echte Sünden sind. Nochmals kann hier Kardinal Newman zu Wort kommen in seiner Warnung, „dass die Sünde als solche ... nur noch als eine zu entschuldigende Nachlässigkeit betrachtet [wird] und so das moralisch Schlechte den Namen des Mangels an Vollkommenheit erhält ... Die Religion als solche ist dann auf dem besten Wege, aus dem Bewusstsein der Menschheit gänzlich zu verschwinden, und an ihre Stelle setzt man bloß eine kühle weltliche Ethik, ein entgegenkommendes Rücksichtnehmen auf die Ansprüche der Gesellschaft, die Pflege freundschaftlicher Beziehungen und eine gespielte Freundlichkeit und Höflichkeit. ... Das ist die Entwicklung und der Ausgang des Unglaubens, obwohl er mit Dingen beginnt, die die Welt als Kleinigkeiten bezeichnet.“² Soweit der heilige John Henry Newman in Einsichten, die er übrigens bereits 1834, also noch in seiner anglikanischen Zeit, geäußert hat. Wer echte Sünden, und seien sie noch so klein und als noch so harmlos empfunden, rein menschlich entschuldigt, obwohl es vor Gott doch Sünden sind, der dient demzufolge dem Unglauben; er fördert die Selbstsäkularisierung des Christentums.

Fehler also ist Fehler, aber Sünde ist Sünde. Je mehr der barmherzige und gerechte Gott im Zentrum der eigenen Gewissenserforschung steht, umso leichter wird die klare Unterscheidung fallen.

Aber muss man denn auch kleine Alltagssünden unbedingt beichten? Von einem Muss kann freilich keine Rede sein; dies gilt nur für Sünden, die wissentlich und willentlich eine schwerwiegende Angelegenheit betreffen. Dennoch ist es in höchstem Maße sinnvoll und segensreich, auch alltägliche Sündigkeit immer wieder zum Anlass für den Empfang des Bußsakraments zu machen. Ein großer Theologe, der auch für den Kongress „Freude am Glauben“ hohe Verdienste hat, war Kardinal Leo Scheffczyk (1920-2005). Mehrmals hat er bei diesem Kongress wichtige Referate gehalten. Am 21. Februar 2020 wäre er 100 Jahre alt geworden. Kardinal Scheffczyk hat dem Bußsakrament eine eigene bedeutende Abhandlung gewidmet, in der er nach der spezifischen Wirkung dieses Sakraments fragt.³ Wir können seine gründlichen theologischen Reflexionen hier nicht ausbreiten. Sie laufen aber auf Folgendes hinaus: Im Empfang des Bußsakraments begegnen wir Jesus Christus selbst in einem spezifischen Sinne, nämlich insofern als er Sühne für die Sünden der Welt geleistet hat. Um den Kardinal einmal kurz zu zitieren: „Im sakramentalen Drama der Buße ereignet sich ... nichts Geringeres, als dass der Sünder sich dem leidenden Christus anschließt, dass er in die Gesinnung und in das Werk des sühnenden Erlösers eingeht.“⁴ Was Jesus einst am Kreuz für uns erduldet hat, wird also im Augenblick der Lossprechung im

reumütigen Herzen wirksam, ja von uns sogar kraft der Reue mitgetragen.

Und Kardinal Scheffczyk führt weiter aus, dass diese spezifische persönliche Begegnung mit Christus nicht nur individualistisch jeweils uns allein gilt, sondern immer auch Segen für die gesamte Welt bedeutet, „weil die Tilgung von Sünde immer ein überindividuelles, soziales Ereignis ist“.⁵ Gewissenhaft zur Beichte gehen, darf also maßgeblich auch von der Motivation beseelt sein, dadurch der Menschheit und der Welt etwas Gutes zu tun. Wir dürfen nicht immer nur allein an uns selbst denken. Wir müssen das Ganze im Blick behalten, das durch unsere Sünden in Mitleidenschaft gezogen wird und umgekehrt durch die Christusbegegnung im Bußsakrament Segen empfängt. Wenn das aber für die Welt gilt, gilt es dann nicht erst recht und zunächst für die Kirche? Wenn man mit schmerzlichen Missständen der Kirche konfrontiert wird, kann man doch der Versuchung zu Ärger, Kritik oder Resignation entgehen, indem man den Entschluss fasst, wie-

der einmal beichten zu gehen, um dadurch Segen auch auf die Kirche herabzuziehen, die in ihren Gliedern leidet. Beichten gehen nützt der ganzen Kirche! Ist das nicht eine kaum bekannte und sehr gute Motivation, das Bußsakrament zu empfangen?

7 Bußsakrament und Umkehr

Was aber bedeutet es, im Augenblick der priesterlichen Lossprechung auf diese Weise Christus begegnen zu dürfen? Denken wir zurück an den heiligen Apostel Paulus, als dieser einst vor den Toren von Damaskus zu Boden geworfen wurde. Seine Frage an den Auferstandenen war doch: „Herr, was soll ich tun?“ Wir können Jesus nicht glaubwürdig begegnen, ohne diese Frage zutiefst im Herzen zu haben. Sie wird nicht beantwortet mit dem Bußzeichen, das wir im Auftrag des Priesters verrichten sollen, sondern mit der tatsächlichen Umkehr, und sei es auch nur in einem ganz kleinen konkreten alltäglichen

Punkt. Dem sühnenden Christus zu begegnen, ruft uns zu irgendeiner Änderung, ja das ist der eigentliche Sinn der Christusbegegnung. Gemeint ist nicht unbedingt eine große Lebensumstellung, vielleicht nicht einmal etwas Äußerliches. Manchmal ist es nur etwas, was wir infolge der ehrlich erweckten Reue und der Vergebung in unserem Herzen mitnehmen in den Alltag, ein Gedanke, eine Orientierung, die wir empfangen haben, eine Einsicht. Manchmal ist es nur das Vertrauen in die Kraft der empfangenen Lossprechung, das uns auch dann noch tragen soll, wenn wir wieder in irgendeine Sünde gefallen sein sollten. In so großem und weitem Horizont dürfen wir also das Anliegen der Umkehr verstehen. Aber in ebendieser Umkehr verankert sich unsere Motivation, im Empfang dieses Sakraments wirklich Gott ehren zu wollen. Kardinal Scheffczyk sagt hierzu: „[E]ine personale Entscheidung gegen Gott kann nicht aufgehoben werden ohne eine ebensolche ernste und ganzheitliche personale Rückwendung zu diesem Gott.“⁶

Kommen wir nun zurück zum Ausgangspunkt unserer Erwägungen. Wir leiden heutzutage unter mancherlei größeren und kleineren Umwälzungen im Leben der Kirche, die Verunsicherungen verursachen und Vereinsamung fördern. Sie stehen aber samt und sonders unter dem Vorzeichen, dadurch irgendeine Erneuerung zu bewirken – so illusorisch dies im Einzelfall auch immer sein mag. Der im 20. Jahrhundert durchgesetzte Vorzug äußerer Änderung vor innerer Besinnung hat ein Bild von Erneuerung bewirkt, das vielfach das Innere verkümmern ließ. Der lebendige Glaube ist einem Erosionsprozess ausgesetzt.

Wenn wir jetzt aber das Bußsakrament erneuert auffassen, nämlich als „Umkehrsakrament“? Wenn wir also im Empfang dieses Sakraments bewusst den Aspekt der Umkehr betonen? Dann machen wir aus diesem Sakrament eine Gegenkraft gegen die zersetzenden Tendenzen des derzeitigen kirchlichen Lebens. Dann wird von Gott her, durch unser für Ihn engagiertes Gewissen, ein neuer Weg eröffnet! Dieser Weg ist stärker als alle noch so mächtigen Zeiterscheinungen. Man darf auf illusorische liberale Erneuerungsbestrebungen nicht nur auf der äußeren Ebene, also durch entsprechende Gegenerklärungen

Saulus erreichte der Ruf Gottes vor Damaskus. Er wurde zu einem „auserwählten Werkzeug“, um den Namen Jesus zu den Völkern zu tragen (vgl. Apostelgeschichte 9,15).



gen, reagieren. So verdienstvoll und meinungsbildend derartige Positionierungen im Einzelfall auch sein mögen – wenn man sich auf sie beschränkt, wird genau der gleiche Vorrang des Äußeren vor dem Inneren nochmals bekräftigt. Der wirksame Gegenakzent muss tiefgehender ansetzen. Wir müssen der Kirche durch einen guten Empfang des Bußsakraments – als „Umkehrsakrament“ verstanden – von innen her neue Lebenskräfte schenken.

8 Bedeutung der Umkehr für die Wirkung des Bußsakraments

Im Blick auf die Umkehr können wir die Wirkung dieses Sakraments so fassen: Durch die Vergebung und Versöhnung, durch das erneute Eingehen in Gottes barmherzige Liebe, wird der innerste Kern unseres Wesens befreit von allem, was tatsächlicher Umkehr hindernd im Wege steht. Nach dem gültigen Empfang dieses Sakraments haben wir also vor Gott kein Gegenargument parat, mit dem wir uns vor der Umkehr drücken könnten, sei es auch nur wenigstens vor irgendeinem kleinen Anzeichen von Umkehr. Im Gegenteil: Der sühnende Christus hält Einzug in unser Innenleben und prägt es – ja, er will es prägen in dem Maße, als wir es zulassen. Mit seiner Sühne am Kreuz hat Christus den Ruf zur Umkehr, mit dem er sein öffentliches Wirken begonnen hatte, persönlich vollkommen eingelöst, nicht für sich selbst (da er ja keiner Umkehr bedurfte), sondern in Stellvertretung für die sündige Menschheit. Die für die gesamte Menschheit nötige Umkehrkraft ist also im sühnenden Christus anwesend! Und daran bekommt man im Augenblick der Lossprechung Anteil. Die Kraft zur Umkehr ist im Innersten also da – aber die Entscheidung zu einer tatsächlichen Umkehr nimmt uns Gott niemals ab: Das ist die unveräußerliche Würde unseres freien Willens, gerade auch unseres im Bußsakrament von der Sündenlast neu befreiten Willens. Daher ist das Bußsakrament eigentlich auch das Sakrament wahrer christlicher Mündigkeit; es befreit uns zu dieser Mündigkeit Gott gegenüber; es erneuert unser durch Sünden geschwächtes Engagement für Gott. Genau das braucht die Kirche.



Der barmherzigen Vatergott: Der verlorene Sohn „machte sich auf ... Er war noch weit entfernt, da sah ihn sein Vater. Und von Mitleid gerührt, ging er ihm eilends entgegen und umarmte ihn“ (Lk 15,20).

Statt über den Rückgang der Beichtpraxis zu klagen, sollten wir die Kraft dieses Sakraments bezeugen. Das tun wir in dem Maße, als wir in unserem eigenen Umgang damit die Umkehr betonen und umsetzen: Dann nämlich legt unser Leben Zeugnis für die Wirkmacht dieses Sakraments ab. Seit urchristlichen Zeiten sind ja lebendige Zeugen das Zünglein an der Waage: Alles, wofür es Zeugen gibt, wächst – so auch wieder die Beichtpraxis!

Jeder ehrliche und gültige Empfang des Bußsakraments ist objektiv von Segen nicht nur für uns, sondern für die ganze Kirche inmitten der Zeitlage. Das ist die objektive Wirkung der Lossprechung. Aber wenn ich den Sakramentsempfang auch persönlich auf den Aspekt der Umkehr ausrichte, trage ich dazu bei, dass die objektive sakramentale Wirkung umso mehr *freigesetzt* wird. Denn von der Umkehr her aufgefasst, stelle ich die Verherrlichung Gottes ins Zentrum des Sakramentsempfangs. Je mehr Gott verherrlicht wird, umso mächtiger ist der Segen, der daraus fließt – gemäß dem lateinischen Wort *benedictio*, was sowohl Lobpreis als auch Segen bedeutet.

Die Wirkung des Bußsakraments reicht deshalb über unser eigenes Leben weit hinaus. Als Umkehrsa-

krament verstanden, hat dieses Sakrament auch die Kraft, eine allgemeine geistige Wende grundzulegen, zu siegen etwa über die immer noch nachwirkenden geistigen Folgen der beiden Weltkriege, über schwere ideologische Belastungen unserer Gesellschaft, über dämonische Einflüsse, die unsere Zivilisation lähmen und zersetzen. Je großzügiger wir uns neu auf dieses Sakrament einlassen, umso mehr wird diese Kraft freigesetzt. Mag vielleicht sein, dass diese sieghafte Kraft nur im kleinen Bereich wirkt; doch Sieg ist Sieg, und alles Große muss klein beginnen.

Das Bußsakrament – als Umkehrsakrament aufgefasst – ist daher der verborgene Angelpunkt dafür, eine kirchliche Binnenkultur zu fördern, in der dann auch wieder gesunde christliche Ehen und Familien, gute Theologie, schöne sakrale Gotteshäuser oder würdige Liturgie zum Regelfall werden können. Manchmal wirken diese Zielsetzungen heute geradezu utopisch. Das Sakrament der Umkehr aber bringt das Jesajawort in Erfüllung, dass sogar ein Baumstumpf „heiliger Same“ wird (Jes 6,13). ■

Vortrag vorgesehen für den Kongress „Freude am Glauben“ am 12. 6. 2020 in Ingolstadt

¹ J. H. Newman, *Lectures on the Present Position of Catholics in England*, London 61889, 351-352 (1851); zit. n. *Mysterium der Kirche* (hg. v. Internationalen Zentrum der Newmanfreunde), Rom (Privatdruck; ohne Jahr), 73

² J. H. Newman, *Parochial and Plain Sermons* Bd. 2, 317f. [14.12.1834]; zit. nach *Mysterium der Kirche*, 67

³ Vgl. L. Scheffczyk, *Die Heilswirkung der Buße*, in: *ders., Glaube als Lebensinspiration* (Gesammelte Schriften [Bd. 2]), Einsiedeln 1980, 331-346

⁴ *Ebd.*, 340

⁵ *Ebd.*, 340

⁶ *Ebd.*, 343

Raymund Fobes:

Die Weisheit des Alters

Begegnung der Generationen während der Darstellung Jesu im Tempel

Das Fest der „Darstellung des Herrn“ am 2. Februar erinnert an den Besuch der Heiligen Familie im Tempel von Jerusalem 40 Tage nach der Geburt Jesu. Sie erfüllten damit das jüdische Gesetz, dass jeder Erstgeborene einer Familie Gott geweiht werden musste. Da die Mutter nach dem jüdischen Gesetz auch als unrein galt, musste sie nach einem Tieropfer von einem Priester für rein erklärt werden. Auch dies geschah bei diesem Besuch im Tempel, weshalb das Fest auch bis zur Reform des liturgischen Kalenders 1969 „Mariä Reinigung“ heißt. Und schließlich trägt das Fest den Namen „Mariä Lichtmess“, weil dem Jesuskind bei diesem Anlass von dem weisen Simeon verheißen wurde, es werde das Licht sein, das die Heiden erleuchtet.

Dieses Ereignis der Darstellung des Herrn ist ein Treffen der Generationen: die heilige Familie mit dem kleinen Jesuskind und der wohl noch sehr jungen Mutter Maria; über das Alter des heiligen Josef schweigt die Heilige Schrift sich aus. Und dann trifft die heilige Familie dort den weisen Simeon und die 84-jährige Prophetin Hanna. Über Simeons Alter sagt die Schrift nichts aus, die Tradition sieht ihn aber zumeist auch als mindestens 60 Jahre alten Mann, wohl weil er deutlich macht, nun könne er beruhigt sterben, da er den Messias gesehen habe.

So lädt dieses Fest auch dazu ein, über das Miteinander und Füreinander der Generationen aus der christlichen Perspektive nachzudenken. Dabei ist bemerkenswert, dass Hanna und Simeon sehr weise Worte sprechen. Leider ist nicht überliefert, was Hanna genau sagte. Lukas schreibt nur, „sie pries Gott und redete von ihm zu allen, die auf die Erlösung

Israels warteten“ (Lk 2, 36-38). Simeons Worte hingegen kennen wir genau: Vor allem prophezeit er Vieles über das Leben Jesu Christi: Er wird das Licht für die Heiden sein, einer, der die einen aufrichtet, die anderen zu Fall bringt und schließlich wird Jesus ein Zeichen sein, dem widersprochen wird. Der Gottesmutter aber wird ein Schwert durch die Seele dringen.

Die heilige Familie hört staunend zu und ahnt, dass da einer spricht, der über große Glaubenserfahrung verfügt. Und tatsächlich ersehnte dieser Simeon die Ankunft des Messias und die Rettung Israels sein Leben lang und spürte nun, dass dieser Jesus der ersehnte Retter ist. Diese Sehnsucht nach dem Messias bewegte die Menschen Israels und Simeon setzte sich wohl damit lebenslang auseinander, er verfügte über ein großes Maß an Lebenserfahrung.

Gerade in der Tradition Israels spielte der Respekt vor der älteren Generation eine wichtige Rolle. In dem „Schma Jisrael – Höre Israel“ in Dtn 6, einem der wichtigsten Gebete des Judentums, erhalten die Väter den Auftrag, ihren Söhnen die grundlegende Glaubensaussage, dass Gott Israel aus dem Sklavenhaus Ägypten befreit hat und es als Sein Volk in seinen Dienst nimmt, weiterzutragen. Die ältere Generation besitzt also die Weisheit, verantwortungsvoll und kompetent den Glauben an die Jüngeren weiterzugeben. Diese Kompetenz hat sie sich dadurch erworben, dass sie die Grundlagen des Glaubens verinnerlicht hat, je länger umso besser. Altersweisheit ist dann wirkliche Weisheit, wenn wir uns auf die Fragen des Lebens ehrlich eingelassen haben – und sie ist eine religiöse Weisheit, wenn sie diese Fragen von Gott her deutet und beantwortet.

Der heilige Papst Johannes Paul II. hat in seinem Brief an die Senioren aus dem Jahr 1999 die ältere Generation als „Hüter des kollektiven



Gedächtnisses und daher bevorzugte Interpretieren jener Gesamtheit von gemeinsamen Idealen und Werten, die das Zusammenleben in der Gesellschaft tragen und leiten“ (10) bezeichnet. Deshalb „sind die Senioren dazu imstande, den Jungen wertvolle Ratschläge und Lehren zu erteilen.“

Papst Johannes Paul II. hatte den Zweiten Weltkrieg und das Regime der Nationalsozialisten miterlebt. Gerade von dieser Generation, die heute allmählich ausstirbt, kann die junge Generation viel lernen, zumal die meisten der Älteren in dieser Zeit

wirklich Krisen bewältigt haben. Im Krieg waren sie oft Grenzsituationen ausgesetzt, mussten immer wieder damit rechnen, selbst z.B. durch Bomben umzukommen. Zum anderen waren viele auch dem Naziterror ausgesetzt; ein falsches Wort konnte lebensgefährlich werden. Und doch gab es nicht wenige, die Widerstand leisteten, indem sie gegen das Unrecht des Regimes sprachen oder auch ganz konkret jüdischen Mitmenschen halfen. Oft taten sie dies aus der Haltung ihres christlichen Glaubens, der ihnen auch half, Not, Bedrängnis und Entbehrungen auszuhalten.

Gerade jetzt in der Corona-Zeit ist es gut, auf Leute schauen zu können, die Schlimmeres erlebt und bewältigt haben. Der Glaube, das Vertrauen der Kriegsgeneration kann dabei auch als Beleg für die Wirklichkeit Gottes angesehen werden. Durch ihr festes Vertrauen haben sie bezeugt, dass Gott existiert. Oft haben sie auch diesen Glauben dann sehr konkret gelebt, durch den Besuch der heiligen Messe, durch das Gebetsleben, dadurch, dass sie ihr Leben auf Gott ausrichteten. So verfügen viele dieser Generation über eine reiche Glaubenserfahrung.

Gerade hier wird auch der Wert und die Würde des Alters deutlich. In einer Gesellschaft, in der oft nur die Leistung zählt und alte Menschen häufig überflüssig oder als Last erscheinen, ist es nötig, gerade dies deutlicher zu betonen – auch um dem entgegenzuwirken, dass sich Betagte selbst wertlos vorkommen und dann vielleicht sogar darüber nachdenken, um Sterbehilfe zu bitten.

Wenn wir nun noch einmal auf Simeon schauen, so beeindruckt er auch durch seine Offenheit für Neues. Anders als die Juden seiner Zeit sah er im Jesuskind den Messias. Die Offenheit für Neues bedeutet nicht, sich mit dem Zeitgeist zu verheiraten, sondern darauf zu vertrauen, dass Gott auch in neuen und vielleicht zunächst fremden Ideen und Impulsen wirkt. Papst Johannes Paul II. hat in seinem Apostolischen Schreiben zum Abschluss des Heiligen Jahres 2000 „Novo Millennio ineunte“ dazu aufgerufen, auch die Stimme der jungen Generation ernst zu nehmen: „Bezeichnend ist, woran der heilige Benedikt den Abt des Klosters erinnert, wenn er ihn auffordert, auch die jüngsten Mitglieder zu befragen: »Der Herr offenbart oft einem Jüngeren, was das Bessere ist“ (46).

Ein Miteinander der Generationen ist also wirklich hilfreich für den geliebten Glauben, wenn es denn getragen ist von der Unterscheidung der Geister, die ist dann möglich, wenn man offen für Gottes Willen ist. Dazu gehören aber auch immer der Respekt und die Offenheit der jungen Generation gegenüber den Erfahrungen derer, die auf ein langes Leben zurückblicken können. ■



Gebet für die Familie

Papst Benedikt XVI. emeritus, anlässlich des V. Welttreffens der Familien in Valencia am 8.8.2006

O Gott, der du uns in der Heiligen Familie ein vollkommenes Modell des Familienlebens geschenkt hast, das im Glauben und im Gehorsam deinem Willen gegenüber gelebt wurde, hilf uns, Vorbild des Glaubens und der Liebe zu deinen Geboten zu sein.

Hilf uns bei unserem Auftrag, den Glauben an unsere Kinder weiterzugeben.

Öffne ihre Herzen, damit in ihnen der Same des Glaubens wachse, den sie in der Taufe empfangen haben.

Stärke den Glauben unserer Jugendlichen, damit sie in der Kenntnis Jesu wachsen.

Stärke die Liebe und die Treue in allen Ehen, besonders in jenen, die Momente des Leidens und Schwierigkeiten durchmachen.

Vereint mit Josef und Maria bitten wir dich durch Jesus Christus, deinen Sohn unsern Herrn.

Amen

Begegnung der Generationen im Jerusalemer Tempel: Das Jesuskind, Maria und Josef sowie Hanna und Simeon. Die Darstellung des Herrn, Gemälde von Rembrandt van Rijn

„Gott nahe zu sein ist mein Glück“

(Ps 73,28)

Das Herz des monastischen Lebens auf dem Berg Athos

Ende Oktober 2020 durfte ich den Heiligen Berg Athos besuchen. Die Legende erzählt, dass die Muttergottes mit einigen Aposteln mit dem Schiff unterwegs war. Von der Schönheit dieser griechischen Halbinsel Chalkidiki erfreut, bat sie ihren Sohn Jesus Christus, ihr dieses schöne Stück Land als Garten zu schenken.

Viele Einsiedler kamen dort hin; und vor über 1000 Jahren begann man große Klöster zu bauen – viele tausend Mönche lebten dort. Heute gibt es auf der Halbinsel die Auto-

(Visum) beantragen. Normalerweise dürfen am Tag 100 orthodoxe und 10 nicht-orthodoxe (und nur Männer) zu den Mönchen einreisen – jetzt wegen Corona viel weniger. Man darf drei Nächte bleiben, kann von einem Kloster in das nächste wandern und bekommt Essen und Unterkunft unentgeltlich. Man fliegt bis Thessaloniki, dann mit dem Auto bis Ouranopolis, wo sich der Hafen befindet, und gelangt nur mit dem Schiff zu dem Haupthafen der Mönchsrepublik, Dafni.

Fähre, auf der einige Autos Platz fanden, auch für die Arbeit zur Befestigung der Straßen und für die Versorgung). Am Ufer sah ich manche Klostergebäude, die verfallen waren. Manches blieb Ruine; aber ich konnte auch bemerken, dass neues Leben eingezogen war. Inmitten der Ruinen – oder daneben – erwachsen neue Klöster; man baute direkt in den zerfallenen Gebäuden einige Behausungen für Mönche – ich musste an unsere westliche zerfallene Kirche denken, wo auf dem Fundament



Der Berg Athos mit der orthodoxen Mönchsrepublik befindet sich auf dem östlichen Finger der Halbinsel Chalkidiki in Griechenland.



nome Mönchsrepublik Athos mit 20 Großklöstern (im Durchschnitt je 40 bis 50 Mönche; das russische Pantelimon-Kloster mit über 100 Mönchen), vielen kleinen Klöstern und unzähligen Einsiedeleien.

In der Hauptstadt Karyes in der Mitte der Mönchsrepublik, wo alle Großklöster einen Abgesandten haben – die Regierung –, muss man lange vor der Pilgerfahrt eine Erlaubnis

Eine Fähre und ein Schnellboot fahren mehrmals täglich um die Halbinsel, die ca. 50 km lang und 12/15 km breit ist. An einigen Haltestellen besteht die Möglichkeit, ein- oder auszusteigen. So kann man die wunderschönen altehrwürdigen Klöster am Ufer und auf den Bergen bewundern – Zeugen eines radikal auf Gott ausgerichteten Lebens. Bis zum Hafen Dafni brauchten wir mit der Fähre etwa 1 ½ Stunden (eine

Christi punktuell neues geistliches Leben oder sogar Gemeinschaften wachsen – während alles, was sich der „Zeit“ anpasst, – mit der Zeit geht – Ruine wird, was manche als ganz schön empfinden.

Das Leben der Mönche fasziniert mich: 8 Stunden Gebet, 8 Stunden Arbeit, 8 Stunden Ruhe. Man bemerkt einen großen Unterschied: Unterkunft, Kleidung, Essen – das



äußerlich sichtbare Leben – ist sehr arm, spartanisch, armselig; aber im Gottesdienst und in der Kirche spürt man die Freude, die Schönheit, den Reichtum des göttlichen Lebens. Die äußerlichen Dinge des Lebens sind für die Mönche unwichtig geworden – sie haben der Welt entsagt, sind der Welt gestorben, weil sie bereits in einer neuen Welt leben, der zukünftigen, ewigen, göttlichen. Ihre Gewänder sind alt und abgetragen, einen Friseur braucht man nicht; wenn man hinter den Mönchen die Stufen



Innenhof des Klosters Moni Koutloumousiou wurde der Verklärung Christi gewidmet.

in die Kirche hinaufgeht, dann sieht man die ausgetretenen, oft zu großen, notdürftig geflickten oder zusammengebastelten Schuhe. Das Essen, das wir Gäste immer zusammen mit den Mönchen im festlich mit Ikonen geschmückten Speisesaal bei feierlichem Tischgebet und mit Tischlesung schweigend einnehmen, ist mehr als dürftig: auf jedem Platz steht schon in einer Blechschüssel eine fertige Portion Essen (weiße Bohnen oder

Erbsen, immer Gemüse, sonntags Fisch, niemals Fleisch), daneben ein Blechtopf mit Wasser, ein Apfel oder eine Pflaume, Brot – für alle das gleiche. Die Unterkünfte sind entweder Schlafsäle oder Zimmer mit Bett und Stuhl (oder nicht), alt und abgenutzt. Ich habe gemerkt, wie man mit der Zeit sehr „verwöhnt“ ist und habe mir – wenn ich konnte – mit meinem Bett einen Schlafplatz irgendwo auf einer Couch außerhalb gesucht. Die-

se äußeren „Unannehmlichkeiten“ am Anfang einer solchen Pilgerfahrt haben in mir manchmal einen inneren Widerstand hervorgerufen und die Sehnsucht nach einem gemütlichen Leben zuhause geweckt.

Aber es ist wohl so, dass man das alles deshalb als einschränkend und fremd empfindet, als Mangel, wenn man – verweltlicht – noch nicht den inneren Reichtum der göttlichen Ge-

genwart verkostet hat. So wie wenn man Liebende fragen würde, ob das nicht ein zu großes Opfer ist, mit dem anderen das Leben zu teilen. Die Einschränkungen spürt man umso mehr, je weniger einem die Liebe und das Ziel vor Augen stehen – und man spürt sie weniger, je mehr man von Liebe und Sinn erfüllt ist.

Die Kirche und Gottesdienste sind die Mitte des Lebens der orthodoxen Mönche auf dem Athos. Morgens um 3 Uhr beginnen bei wunderschönem Sternenhimmel die langen Gottesdienste. Und sie enden, wenn man um 7.30 Uhr bei strahlendem Sonnenschein aus der Kirche herauskommt. Gegenüber der Kirche befindet sich der Speisesaal – das eucharistische Mahl soll seine Fortsetzung im Brudermahl finden, die Kommunion mit dem Herrn trägt ihre Früchte in der Kommunion untereinander. Gemeinschaft und Einheit kann man nicht ‚machen‘! Nur wo es eine gemeinsame Mitte (Christus) gibt, kann auch

Mahlzeit (auch sonntags) ist gleichsam in das Gebet eingebettet, das um 16 Uhr beginnt – um 18.30 Uhr mit dem kurzen Essen unterbrochen wird – und dann in das ca. eine Stunde dauernde Nachtgebet einmündet. Jedes Mal, wenn der Klostervorsteher mit Glockenzeichen die Tischlesung unterbricht, wird die kurze Mahlzeit mit Gebet beendet. Alles bleibt stehen. Es ist aber offensichtlich erlaubt – wie wir bei einigen Mönchen sehen konnten –, sich einen Apfel oder ein Stück Brot in die Tasche zu stecken.

Das Herz des monastischen Lebens auf dem Athos ist die intensive Christusbeziehung, das Gebet, der Gottesdienst. Wenn man in den nächtlichen Gottesdienst kommt, taucht man ein in eine tiefgläubige Atmosphäre, ja in die spürbare Gegenwart Gottes. Die feierlichen himmlischen Gesänge, die Gegenwart so vieler Heiliger in den kostbaren, reich mit Gold verzierten Ikonen, die im Kerzenschein ihre überirdische Herrlichkeit er-

Im Laufe der Gebetsstunden wird es in der Kirche immer heller und man bekommt eine Ahnung davon, dass Christus – die Sonne der Gerechtigkeit, der strahlende Morgenstern, das Licht der Welt – einmal wiederkommt und alle Dunkelheit der Welt zur hellen Freude der Auferstehung führt. Wachen und Beten, das ganze Sein auf den wiederkommenden Herrn ausrichten – das tun die Mönche auch stellvertretend für die vielen, die im Diesseits schon eingeschlummert sind. Das stundenlange Beten in einer fremden Sprache führt in eine tiefere Dimension. Es gibt keine aktuellen Überlegungen, denen man nachgehen könnte, auch der im Westen so übliche Gedanke: ‚wo komme ich hier vor, wie fühle ich mich, wo kann ich mich wiederfinden, mich einbringen?‘ hat im Laufe der Stunden keine Chance zu überleben. Es bleibt die schlichte Anwesenheit in der Größe der Göttlichen Majestät, ein unverzwecktes Dasein – die Freude des Geliebten beim unendlich größeren Liebenden



Das Kloster des Hl. Pantaleon, bekannter als Rossikon, ist ein russisch-orthodoxes Kloster



eine Gemeinschaft untereinander entstehen. Das ist ja auch sonst so im Leben.

Wir Gäste haben den Mönchen gedankt für ihre freundliche Einladung zur Agape. Allerdings wurden wir korrigiert, dass es sich nicht um ein Frühstück handelt, sondern um das Mittagessen. Niemals in meinem Leben war ich bereits um 8.30 Uhr mit dem Mittagessen fertig! Die zweite

strahlen lassen, die Mönche, die mit ihrer Lebenshingabe bezeugen, dass Gott so groß ist, dass es sich lohnt, ihm sein ganzes Leben zu schenken, der reichlich verwendete Weihrauch, der die Anwesenheit Gottes in den Ikonen verehrt und auch in den Gläubigen als Ikone und Abbild Gottes, das alles ist schon der Himmel auf Erden – aufgestrahlt in der noch auferlegten Begrenzung von Raum und Zeit.

zu verweilen: sprachlos, staunend, beschenkt. So, wie es wahrscheinlich im Himmel sein wird.

So wie das Beten ist, vollzieht sich das gesamte Leben: es ist reine Anwesenheit; man muss nichts leisten, sich nicht beweisen. Das Leben trägt seinen Wert in sich – man ist von Gott geschaffen, von Christus erlöst, der Hl. Geist wohnt mit seiner göttlichen Liebe im Herzen.

Man steht nicht unter dem Zwang, sich Anerkennung verdienen zu müssen; niemand aus der Welt nimmt Notiz davon oder beobachtet, was ein Mönch tut, der ins Kloster gegangen ist. Das Mönchssein schenkt eine große innere Freiheit. Man ist das, was man vor Gott ist, nicht mehr und nicht weniger – unverzwecktes Dasein, wie der Psalmist sagt: vor den Engeln will ich dir singen und spielen, oh Herr.

Für die ersten zwei Nächte hatte ich schon vor der Pilgerfahrt Gastfreundschaft im Kloster Koutloumousiou in der Nähe der Hauptstadt Karyes zugesagt bekommen. Wegen Corona war das eine Voraussetzung, um überhaupt ein Visum für den Heiligen Berg zu erhalten. Viele Klöster hatten per E-Mail abgesagt; sie würden zur Zeit überhaupt keine Gäste nehmen. Normalerweise findet man überall freundliche Aufnahme und zieht von Kloster zu Kloster. Aber jetzt war es trotz aller Bitten nicht zu

men konnten, verfiel alles langsam – wie man noch heute sehen kann. Die immer älter und weniger werdenden Mönche konnten es nicht schaffen, das große Anwesen zu erhalten. Später übernahmen griechische Mönche das Kloster und bemühen sich nun, nach und nach alles instandzusetzen. Jeden Abend am Ende des Abendgebetes dürfen Mönche und Gäste die große Kostbarkeit des Klosters verehren: das Haupt des hl. Apostels Andreas.

Viele orthodoxe Nationen (Rumänien, Serbien, Rußland, Georgien ...) haben ihre eigenen Klöster auf dem Heiligen Berg. Der Zerfall setzte ein, als im Kommunismus niemand mehr kommen konnte. Das größte Kloster St. Panteleimon wurde nach der Wende mit Mitteln der russischen Regierung sehr großzügig wieder aufgebaut und restauriert. Die meisten Klöster sind griechisch-orthodox.

Als Nicht-Orthodoxe, was eigens auf dem Visum vermerkt ist, wird

geführt. Einige Male haben mich verschiedene Mönche gefragt, ob ich Priester sei – obwohl ich Wanderkleidung anhatte. Aber ich konnte keine Feindseligkeit oder Abneigung spüren.

Die Gastfreundschaft wird überall sehr großgeschrieben. Nirgendwo muss man etwas bezahlen oder steht ein Sammelkasten. Einige Male haben wir nachgefragt, wo man eine kleine Spende abgeben könnte. Die Mönche waren sehr verlegen und wussten nicht so recht. Schließlich sagten sie: legt das zu den Kerzen in der Kirche.

Bei den Mönchen von Athos hatte ich den Eindruck, in einer anderen Welt zu sein – der richtigen, der wirklichen, wo man den vergänglichen Dingen dieser Welt den ihnen gebührenden Platz zuweist und für das lebt, was bleibt und was ewig ist, für DEN, der der Herr der Zeiten und Welten ist. Stellvertretend für



500 Meter entfernt von Karyes liegt die eindrucksvolle russische Skite Agios Andreas, und gehört zum Kloster Vatopediou

machen, dass eine dritte Übernachtung gewährt wurde. So mussten wir bei den Wanderungen bei anderen Klöstern nachfragen. Ganz in der Nähe fand sich dann beim Kloster des hl. Andreas eine Möglichkeit. Der angesprochene Mönch konnte sogar deutsch: wir sollten am nächsten Tag um 12 Uhr da sein. St. Andreas war einmal ein großes russisches Kloster. Als nach der Oktoberrevolution 1917 keine Mönche mehr kom-

man darauf hingewiesen, dass man in der Kirche die Plätze ganz hinten einnehmen muss. Eine gewisse Reserviertheit konnte ich auch spüren als es um die Eintragung in das Gästebuch ging. Mein Begleiter wurde zuerst gefragt, und seine Daten wurden eingetragen. Als ich an der Reihe war und nach meinem Beruf gefragt wurde, meinte der Mönch, dass man ‚Priester‘ nicht einschreiben könne – und so wurde ich als ‚Pensionär‘

die vielen, die Gott vergessen haben, halten die Mönche die Welt offen für DEN, von dem alles Leben kommt und ohne DEN sonst alles ins Nichts versinken würde. Und für die, die noch ein bisschen wach sind, bleiben die Mönche eine beständige Erinnerung und Mahnung, sich nicht vom Leben abzuschneiden. Mögen wir alle mit den Mönchen deren irdische und ewige Freude teilen dürfen: Gott nahe zu sein ist mein Glück! ■

Hungern und Fasten – Sinn, Unsinn und Grenzen

Über den „Hungerkünstler“ in Franz Kafkas gleichnamiger Erzählung heißt es „Vielleicht war er gar nicht vom Hungern so sehr abgemagert (...), sondern er war nur so abgemagert aus Unzufriedenheit mit sich selbst. Er allein nämlich wusste, auch kein Eingeweihter sonst wusste das, wie leicht das Hungern war. Es war die leichteste Sache von der Welt.“

Besagte Erzählung hat Kafka 1922 geschrieben und zwei Jahre später auf dem Sterbebett nochmals überarbeitet. Sie muss ihm sehr viel bedeutet haben, da er sie in den Anweisungen zur Vernichtung seiner schriftstellerischen Manuskripte explizit ausgenommen hat. Kafkas These Nahrungsverzicht sei gar nicht schwer,

wird bei vielen Menschen sicherlich auf Widerstand stoßen. Eine große Zahl übergewichtiger Personen bemüht sich mit Hilfe unterschiedlichster Diäten, ihr Figur-Problem in den Griff zu bekommen und muss doch allzu oft persönliches Scheitern erleben oder die Erfahrung machen, dass die erzielten Erfolge gemäß dem Jo-Jo-Effekt nur von kurzer Dauer sind. Auch sterben weltweit jährlich etwa 15 Millionen Menschen an Unterernährung, davon 11 Millionen Kinder.

Der freiwillige Nahrungsverzicht ist daher ein Kennzeichen der Wohlstandsgesellschaft. Dem gewöhnlichen Menschen fällt er schwer, weshalb er als Ausdruck eines starken Willens oder auch als Mittel zur Stärkung des eigenen Willens gilt. Darum

hat der Verzicht und das Fasten sich gerade im religiösen Umfeld besonders stark entwickeln können. In fast allen Religionen wird diese Form der Askese empfohlen, um sich vom Irdischen zu lösen und Gott näher zu kommen. Angesichts des Hungers in der Welt tritt als weiteres Motiv die gelebte Solidarität hinzu.

Den Angaben von Ärzten zufolge kann ein Mensch ohne gesundheitliche Beeinträchtigung etwa fünf Tage ohne feste Nahrung leben. Doch es soll sogar Menschen gegeben haben, denen der Verzicht auf jegliche Nahrung über viele Jahre hinweg gelungen ist und denen schließlich gar vor dem Essen ekelte. Dies wird beispielsweise berichtet von der heiligen Katharina von Siena und vom heiligen Ni-



Therese Neumann von Konnersreuth,
Katharina von Siena, Marthe Robin
und hl. Niklaus von Flüe



klaus von Flüe, aber auch in neuerer Zeit von stigmatisierten Frauen wie Therese Neumann von Konnersreuth oder der Französin Marthe Robin. Sie lebten jahrelang ausschließlich von der heiligen Eucharistie.

Die Nahrungsverweigerung und selbst das Fasten rufen bei Außenstehenden die unterschiedlichsten Reaktionen hervor. Diese reichen von Faszination über kritischen Zweifel bis hin zu Ungläubigkeit oder gar Spott. Grund dafür ist, dass es den Bereich des Normalen sprengt und den Grundtrieben des Menschen entgegensteht.

Außerhalb des religiösen Bereichs hat daher das Hungern nur die Attraktivität des Sensationellen. Ab dem 19. Jahrhundert traten auf Jahrmärkten neben Kleinwüchsigen, Missgestalteten und besonders starken Männern auch Hungerkünstler auf, die sich hier von den Zuschauern bewundern ließen. Doch diese Attraktionen verloren bald ihre Anziehungskraft. So beginnt auch Kafka die erwähnte Erzählung mit dem Satz „In den letzten Jahren ist das Interesse an Hungerkünstlern sehr zurückgegangen.“ Auf dem Oktoberfest in München gab es schon 1905 einen aufsehenerregenden Vorfall, bei dem ein Hungerkünstler von der essenden

Volksmenge scharf attackiert und in eine Bäckerei geschleppt wurde, wo man ihn zum Essen zwang.

Es waren politische Gründe, die dem Nahrungsverzicht neue Bedeutung verliehen. Als Form des passiven Widerstandes wurde im 20. Jahrhundert der Hungerstreik entdeckt. Bedeutung erlangt hat vor allem der Hungerstreik Mahatma Gandhis in den 30er Jahren, mit dem er für Indiens Unabhängigkeit eintrat und das Land vor einem Bürgerkrieg bewahrte.

Mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts setzte aber auch eine Gesundheitswelle ein, die mit einem gesteigerten Körperbewusstsein einherging. Erst jetzt entdeckte man den Nutzen des Fastens für die körperliche Gesundheit. Das Heilfasten, das der Entschlackung und Reinigung des Körpers dienen soll, kam in Mode. Erstmals in der Geschichte wird damit das Fasten aus nichtreligiösen Gründen von einer größeren Anzahl von Menschen praktiziert.

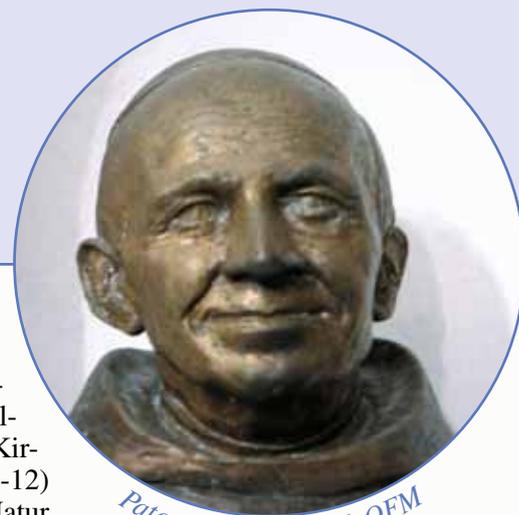
Zugleich breitet sich aber auch eine krankhafte Form der Nahrungsverweigerung aus. Essstörungen, Magersucht und Bulimie nehmen rasant zu und werden zum Ausdruck einer Gesellschaft, die leibliche über

geistige Askese stellt und ein problematisches Schönheitsideal propagiert. In den vergangenen Jahren häufte sich die Zahl von Topmodels, die in Wohlstandsländern an Hunger starben.

Kafka kannte dieses Problem. Er war Vegetarier und magersüchtig. In seiner Erzählung vom Hungerkünstler hat er sein eigenes Problem verarbeitet. Bevor der Hungerkünstler stirbt, antwortet er auf die Frage des Aufsehers, warum er nicht anders kann als Hungern: „Weil ich nicht die Speise finden konnte, die mir schmeckt. Hätte ich sie gefunden, glaube mir, ich hätte kein Aufsehen gemacht und mich vollgegessen wie du und alle.“

Die Erzählung kann als Parabel gelesen werden, die den Leser mit den Fragen konfrontiert: Was schmeckt dir? Woran findest du Gefallen? Wonach sehnst du dich? Wo das Hungern aus Gründen angestrebter körperlicher Ideale attraktiver erscheint als die köstlichste Speise, tritt ein krankhafter Aspekt zutage. Für den gesunden Menschen bleibt das Essen ein Genuss, der nicht ohne große Willensanstrengung überwunden werden kann. In der Regel ist hierzu nur eine religiöse Motivation in der Lage. ■

Hinausbeten!



Pater Petrus Pavlicek OFM

Wer beispielsweise am 29.10.2020 die Augsburger Allgemeine Zeitung (AZ) aufgeschlagen hat, konnte man Folgendes lesen: „Deutschland fährt wieder runter – lange sollte ein erneuter Lock down verhindert werden. Nun steigen Bund und Länder doch auf die Bremse und schränken das öffentliche Leben deutlich ein ...“

„Wir haben alles im Griff“, stimmt wieder einmal nicht. Die Schlagzeile in der AZ ist eher der Ausdruck von Hilflosigkeit.

Es gibt auch Einwände. Olaf Berlien, Chef des Münchner Unternehmens Oram: „Wir haben sehr früh angefangen, uns auf die Corona Pandemie einzustellen ... und schon im Januar 100.000 Masken und im Februar Corona-Tests bestellt. Wir verzeichnen weltweit bis heute bei 22.000 Mitarbeitern nur 74 Corona-Fälle und das in rund 120 Standorten weltweit“ (AZ, 29.10.20). Die Menschen werden allabendlich mit den neuesten Infektionszahlen konfrontiert. Die Einschüchterung funktioniert. Auch deswegen, weil die Gesundheit und das Leben als die höchsten Güter gesehen werden und weil der Tod und das Sterben tabuisiert sind.

Wir leben in einer neuheidnischen Gesellschaft. Von der bundesrepublikanischen Gesellschaft bezeichnen sich rund 53% als Christen. Aber nur ein Drittel davon glaubt das, was wir im „Credo“ bekennen, nämlich Tod und Auferstehung Christi. Die Katholiken haben, bezogen auf den sonntäglichen Gottesdienst, zu 91% keine kirchliche Bindung mehr. Die volle Sakramentenpraxis (Bußsakrament) wird auf 1-2% geschätzt.

Gottfernen Menschen fehlen die Hoffnung und der moralische Halt, die vom Glauben an Gott ausgehen. Das ist heute nicht anders, als zur Zeit des heiligen Paulus. Er beschrieb die Laster von damals im

Brief an die Römer (Röm 1 22-26). Gabriele Kuby zählt die Fehlentwicklungen unserer Zeit in „Kirche heute“ (Nr. 11, 2020, S. 10-12) auf. Sie richten sich gegen die Natur des Menschen und gegen die Familie. Kinder werden verhütet; Kinder werden vor der Geburt getötet, wenn sie nicht gewollt sind; Kinder werden im Labor produziert, wenn sie gewollt sind; Kinder werden um ihre Abstammung betrogen; Kinder werden als Embryo eingefroren und von der Forschung verbraucht; Kinder werden in einem gemieteten Mutterleib ausgetragen; Kinder werden von gleichgeschlechtlichen Paaren gekauft und aufgezogen; Kinder werden ab dem Säuglingsalter kollektiver Fremdbetreuung ausgeliefert; Kinder werden bereits im Kindergarten sexualisiert; Kinder werden der Pornographie ausgeliefert; Kinder werden zu Scheidungsopfern; Kinder werden ihrer Freiheit beraubt. Eine so geschwächte Gesellschaft hat keine Zukunft – es sei denn, sie kehrt wieder zu Gott zurück.

Hier stehen wir vor einem zentralen Problem. Das Wort Gott ist tabu, exiliert aus unserer Gesellschaft. Wir erfahren dies in der Corona-Pandemie. Auf die Frage, was will uns Gott durch Corona sagen, wagen – von den bekannten Ausnahmen abgesehen – selbst Bischöfe keine klare Antwort. Was ist die Wirkung? Die Leute müssen glauben, dass der allmächtige Gott mit dem realen Leben nichts zu tun hat. Die richtige Antwort kann aber nur lauten: „Überdenkt euren Lebensstil und kehrt zu Gott zurück“.

Gott gibt den Menschen immer wieder die Chance umzukehren. Viele Politiker und Wirtschaftsführer verhalten sich so als bräuchten sie ihn nicht. Sie vertrauen auf ihre Kraft, auf einen Impfstoff und auf Geld, das sie in die Wirtschaft pum-

pen wollen. Das Wort Gott kommt ihnen nicht über die Lippen. Die Wirkung, die vom Gebet ausgeht, halten sie für unnütz, ebenso wie Wunder für unglaubwürdig. Es gibt aber Beispiele, die zeigen, was ein Gebetssturm bewirken kann.

Als Ergebnis des Zweiten Weltkrieges besetzten die Sowjetrussen auch einen Teil Österreichs. Als es 1955 darum ging, dass die Sowjets ihre Truppen aus Österreich abziehen sollten, weigerten sie sich das zu tun. Es galt damals die eiserne Regel, was die Sowjetunion in der Hand hat, rückt sie nicht wieder heraus. Keine Macht hätte sie dazu zwingen können. Vergessen wir nicht, die Kommunisten hatten auf dem Höhepunkt ihrer Macht einen gewaltigen Teil des Globus unter ihrer Knute.

Bei den entscheidenden Verhandlungen in Moskau rief der damalige Bundeskanzler Julius Raab bei Pater Petrus Pavlicek OFM in Wien mit den Worten an: „Pater beten sie, beten sie und lassen sie ihre Mitglieder beten wie noch nie!“ Die Sowjets lenkten tatsächlich ein und zogen ihre Truppen aus Österreich ab (siehe Fels 10/2013, S. 289). Dieses Wunder wurde durch den von Pater Petrus Pavlicek gegründeten „Rosenkranz-Sühnekreuzzug für den Frieden der Welt“ erreicht. Es war die größte Gebetsbewegung des Zwanzigsten Jahrhunderts. Hunderttausende schlossen sich ihr damals an. Pater Petrus konnte sie von der Wirkung des Gebets überzeugen. Er hatte sie in seinem Leben selbst erfahren. Menschen wie Pater Pavlicek brauchen wir auch in der Corona-Pandemie, um diese Seuche aus der Welt hinauszubeten. ■

Gerhard Stumpf:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:

Pater Reinhard Bottner OSB

Pater Reinhard wuchs in der Gemeinde Stötten am Auerberg in einer Familie auf, die eine Landwirtschaft betrieb und in der Kirche und Gemeinde – der Vater war Bürgermeister – aktiv tätig war. Seine Studien absolvierte er in St. Ottilien und München und wurde 1967 zum Priester geweiht. Drei Jahre widmete er sich der Betreuung von Schülern in den Internaten Ettal und Fiecht (Österreich).

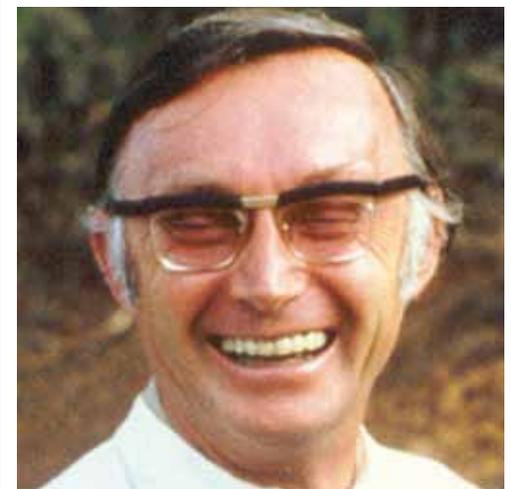
1970 wurde er zur Mission im Zulu-Land gesandt. Er suchte sofort den Kontakt mit den Zulus und geriet in das Visier der Geheimpolizei, weil er sich nicht an die Agenda der Apartheidpolitik hielt. Er musste das Land verlassen und kam über Umwege zur Abtei Newton in den Vereinigten Staaten. Von dort schickte ihn Erzbischof Suso nach Eldoret in Kenia ins Keritotal. Er lebte sich dort ein, zunächst als Kaplan, lernte die Sprache, erkundete das Land und begann dann eigenverantwortlich und eigenständig im Norden des Landes zu wirken. Er erkundete sein Missionsgebiet zu Fuß und organisierte den Straßenbau, um so die verstreuten Siedlungen der Marakwet miteinander zu verbinden. Die Arbeiter an den Straßen entlohnte er mit Kleidern, die er aus der Heimat geschickt bekam, so lange bis die Regierung zum Schutz der heimischen Textilproduktion den „Import“ von Kleidung verbot.

Mit seinen „Kleiderstraßen“ erschloss er ein wunderschönes, aber abgelegenes Gebiet in einer Höhenlage von 1000-1500m über dem Keritotal. Zusammen mit den Bewoh-

nern der Dörfer baute er Schulen, errichtete Krankenstationen und auf Hügeln in den größeren Ortschaften die Kirchen. Er pflegte die Kontakte mit seinen Christen, wobei er einen Katechisten zur Hilfe hatte. Die Sorge um den Straßenbau konnte er abgeben, als eine Frau, der er einst das Schulgeld bezahlt hatte, sich als Parlamentarierin einschaltete und die Regierung den Straßenbau übernahm.

30 Jahre wirkte er in Eldoret, taufte und bildete Katecheten aus. Dann erhielt er vom Bischof von Eldoret den Auftrag, in einer 60 km entfernten Gegend zu missionieren und nach bewährter Art in diesem etwas dichter besiedelten Gebiet drei Pfarreien aufzubauen. Er tat dies und wieder half ihm der Katechist. Ihnen lag daran, die traditionellen Werte und Elemente der überlieferten Religion in den neuen christlichen Glauben einzubringen. In den hochgelegenen Urwäldern fasste er saubere Quellen und leitete das Wasser zu den Dörfern und Schulen. Die katholische Kirche fasste Fuß und blühte auf. Mit Leib und Seele war er Ordensmann und Missionar. Bei all seiner Aufbauarbeit hatte er den Rückhalt von Wohltätern in der Heimat. 2005 schrieb er an die Pfarrei am Auerberg, in der er aufgewachsen war (Der Fels 2/2005): „Aber es zeigt doch, wie günstig und spontan sich die Herzen dieser Menschen dem christlichen Glauben öffnen. Durch-

schnittlich empfangen jedes Jahr in meiner Pfarrei 450 Katechumenen (Taufschüler) das Sakrament der Taufe (daheim 20); 400 sind es zur Erstkommunion und Firmung hier in der jungen Pfarrei Kamwosor (daheim 38).“ Schließlich hatte er seine Gesundheit im Dienst der Kirche und an den Menschen ganz aufgebraucht. Als er zur ärztlichen Behandlung in die Heimat zurück sollte, ereilte ihn der Tod. So durfte er in der Abtei Tigoni, dem einzigen Mönchskloster



in Kenia, seine letzte Ruhestätte finden. Pater Reinhard Bottner starb in Kenia im Alter von 80 Jahren. Er hat Jahrzehnte als Missionar gewirkt und viel Aufbauarbeit geleistet. Dank Pater Reinhard Bottner schaut die katholische Kirche in Kenia mit Dankbarkeit auf die katholische Kirche in Deutschland – Mission, ein Aspekte, für den die Leitmedien in Deutschland blind sind. ■

Quelle: Missionsblätter 4/2020, S. 8-9;
Foto: R. Bottner, Allgäuer Zeitung

DIE NATUR DES MENSCHEN AUF DER KIPPE

*Wie der Embryonenschutz ausgehöhlt wird /
Ärzte, Richter und Rendite: Der ungeborene Mensch wird zur
frei verfügbaren Ware der Reproduktionsindustrie*

Die Zukunft der Menschheit entscheidet sich in der Biomedizin. Das ist die Auffassung von Papst em. Benedikt XVI. Der Grund: Im Umgang mit dem Menschen und seiner Natur entscheide sich, ob es künftig eine Gesellschaft gebe, in der die Produzierenden den Produzierten und sich so zwei Klassen von Menschen gegenüberstehen, die in ihrer Würde eben nicht mehr gleich seien. Denn die Würde des Menschen sei an die Gleichheit der Personen gebunden und diese wiederum stehe in unmittelbarem Zusammenhang mit der Weise ihrer Zeugung. Eine ähnliche Meinung vertritt auch der deutsche Philosoph Jürgen Habermas, wenn er sagt, dass die Naturbeherrschung durch die humangenetischen Eingriffe in einen „Akt der Selbstbemächtigung“ umschlage, „der unser gattungsethisches Selbstverständnis veränderte“.

Was hier als etwas abstrakter Blick in die Zukunft daherkommt hat eine konkrete, empirische Basis. Es geht um die künstlich gezeugten Retortenkinder und um den Schutz des Embryos. Dieser Schutz ist in Deutschland einmalig – oder war es zumindest. Denn das Embryonenschutzgesetz (ESG) ist seit seiner Verabschiedung im Dezember 1990 und Inkrafttreten am 1. Januar 1991 durch den technologischen Fortschritt und die Rechtsprechung in diesen dreißig Jahren mittlerweile so weit unter Druck geraten und ausgehöhlt worden, dass die Bundesärztekammer zum Jahresende den Gesetzgeber dazu aufgerufen hat, spätestens in der nächsten Legislaturperiode die rechtlichen Regelungen zu reformieren. Im Klartext: Das ESG sei abzuschaffen, um der Reproduktionsindustrie dieses profitträchtige Feld zu überlassen.

Das ESG regelt die künstliche Befruchtung und den Umgang mit menschlichen Embryonen, Ziel ist es, das menschliche Leben von Beginn an zu schützen. Als Embryo im Sinne des Gesetzes gilt bereits die befruchtete, entwicklungsfähige Eizelle. Entwicklungsfähig ist eine Eizelle innerhalb von 24 Stunden nach der Kernverschmelzung (§ 8 Abs. 1). Außerdem gilt jede Zelle, die man einem Embryo entnimmt, selber als Embryo, wenn sie sich selbst zu einem vollständigen Individuum entwickeln könnte (Totipotenz). Mit anderen Worten: Mit der Vereinigung von Ei- und Samenzelle, der Befruchtung oder Kernverschmelzung, entsteht eine genetische Identität, die sich in der Folge entwickelt. Kardinal Meisner formulierte es so: „Der Embryo entwickelt sich nicht zum Menschen, sondern als Mensch.“ Das ist nicht nur christliche Überzeugung von Anfang an – der Arzt und Evangelist Lukas benutzt das gleiche griechische Wort „Brephos“ für das ungeborene Kind Johannes im Bauch

seiner Mutter Elisabeth, als auch für das geborene Kind in der Krippe (vgl Lk 1,44 und 2,16) – , sondern auch wissenschaftlich nachweisbar und das Embryonenschutzgesetz trägt dieser naturwissenschaftlichen Erkenntnis Rechnung.

Aber diese Überzeugung verblasst und die wissenschaftliche Erkenntnis wird verdrängt. Dagegen gewinnt die alte Meinung Raum, was möglich ist, wird gemacht. Das war schon bei den alten Griechen zur Zeit des Aristoteles so. Aristoteles argumentierte für eine menschliche, freundschaftliche oder solidarische Gesellschaft mit entsprechenden ethischen Pflichten. Seine Gegner, die Sophisten und Nihilisten plädierten für die Machbarkeit um jeden Preis und somit für einen kalten, repressiven Staat. Der Preis ist die Menschlichkeit, heute in Gestalt der Kinder. Etwa zehn Prozent aller Eltern in Deutschland sind aus biologischen Gründen kinderlos, trotz Kinderwunsch. Für sie hat sich über die Jahre eine technokratische Reproduktionsindustrie



entwickelt, für die das ESG ethisch eine Beschränkung bedeutet. Denn andernorts explodieren die Zahlen. Am 25. Juli 1978 wurde das erste Retortenkind geboren, Louise Brown, und zwar im Royal Old Hospital in Manchester, 49 Zentimeter groß und 2608 Gramm schwer. Es war der erste „in vitro“ – im Glas, also in der Retorte – gezeugte Mensch. Mehr als neun Millionen Kinder sind seither weltweit aus künstlichen Befruchtungen entstanden, allein in Deutschland sind es um die 300.000. Der Umsatz auf dem Baby-Markt der Reproduktionsmediziner wird auf mehr als 20 Milliarden Euro geschätzt, so das Marktforschungsunternehmen „Allied Market Research“ mit Firmensitz in Portland im US-Bundesstaat Oregon. Laut einer Marktanalyse des US-amerikanischen Branchenriesen „Market Data Enterprises“ (Tampa/Florida) gibt es allein in den USA mehr als 100 Samenbanken und an die 500 Reproduktionskliniken, in deren Labs jedes Jahr mehr als 50.000 Kinder erzeugt werden. Dabei umfasst die Angebotspalette längst weit mehr als die bei Louise Brown zum Einsatz gekommene In-Vitro-Fertilisation und reicht heute von Gentests, mit denen Eltern ihre im Labor erzeugten Embryonen auf mehr als 400 vererbte Krankheiten testen lassen können, bevor sie in den Uterus der Mutter implantiert werden, über das Arrangement von Leihmutterchaften speziell für homosexuelle Paare bis hin zur Geschlechtsselektion mittels Präimplantationsdiagnostik (PID) und zum sogenannten „social freezing“.

In Deutschland gab es 1982, vier Jahre nach der Geburt von Louise Brown, 742 Behandlungen mit dem Ziel einer künstlichen Befruchtung, 18 Jahre später waren es 61.531. Das ESG dämmte das „big business“ des Baby-Markts noch ein. Aber das zweifelhafte Vorbild von Facebook und Apple, die ihren weiblichen Angestellten bis zu 20.000 Dollar bieten, wenn sie ihre Eizellen einfrieren lassen, macht ebenso Eindruck wie die Thesen, dass auf den „Sex ohne Zeugung“ durch die Pille bald die „Zeugung ohne Sex“ durch social freezing und Reproduktionsmedizin

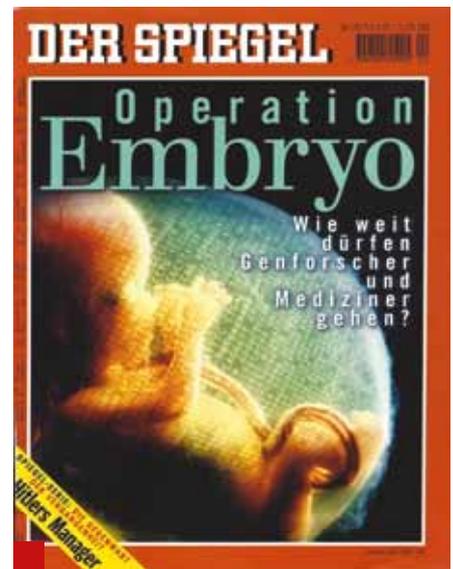
folgen werde. Das sei die Zukunft, meinen die Reproduktionsexperten. Und natürlich wird mit Gesundheit und Ethos argumentiert. Deutsche Mediziner wie der Bonner Stammzellforscher Brüstle fordern seit Jahren, dass man das ESG reformiere, um mittels embryonaler Stammzellen Organe für Transplantationen zu züchten oder Krankheiten wie Diabetes und Parkinson behandeln zu können.

Auch auf Richter macht die Entwicklung der Forschung und Technik Eindruck. Und ähnlich wie bei der Abtreibung werden Präzedenzfälle geschaffen. So hat das Bundesverwaltungsgericht in Leipzig im vergangenen November eine Entscheidung der Bayerischen Ethikkommission für Präimplantationsdiagnostik aufgehoben, die den Antrag eines Paares auf eine PID abge-

lehnt hatte. Nach Ansicht der Kommission – nach dem ESG muss eine Ethikkommission über PID-Anträge befinden – bestehe für das Paar kein Risiko, eine schwerwiegende Erbkrankheit auf mögliche Kinder zu übertragen. Bei der PID werden im Labor erzeugte Embryonen einem Gencheck unterzogen. Ziel ist es, nur solche Embryonen in den Uterus der Mutter zu übertragen, die genetisch unauffällig sind. Genetisch auffällige Embryonen werden vernichtet, sprich Menschen werden getötet. In Deutschland ist die Durchführung der PID deshalb grundsätzlich verboten und nur in Ausnahmefällen erlaubt. Die Ausnahmen sollen Eltern vor der Übertragung einer schwerwiegenden Erbkrankheit auf ihre Kinder bewahren. In den Vorinstanzen war die Klägerin erfolglos geblieben. Sowohl das Verwaltungsgericht München als auch der Bayerische Verwaltungsgeschichtshof sahen im vorliegenden Fall die Bedingungen für nicht erfüllt an, die das ESG an die Durchführung der PID stellt.

Der Fall ist exemplarisch für die Aushöhlung des ESG. Der Paragraph 3 des Gesetzes sieht vor: „Wer es unternimmt, eine menschliche Eizelle mit einer Samenzelle künstlich zu befruchten, die nach dem in ihr enthaltenen Geschlechtschromosom ausgewählt worden ist, wird mit Frei-

„Der Embryo entwickelt sich nicht zum Menschen, sondern als Mensch.“



Keiner kann sagen, das haben wir nicht gewusst. Schon vor zwanzig Jahren machte der Spiegel aus dem Thema eine Titelstory. Das war vor der Merkel-Ära, da konnte man noch Lebensthemen auch ethisch breit und links diskutieren. Und was die Spiegel-Macher damals ungewollt mit einer Artikelankündigung über Hitlers Manager sagten, erscheint in der Rückschau mit Blick auf das Thema Lebensschutz wie ein Déjà-vu: Die Gegenwart der Vergangenheit ist in der Tat aktuell. Wird die Zukunft wieder barbarisch, auch diesmal – wie damals – im Gewand der Wissenschaft?

heitsstrafe bis zu einem Jahr oder mit Geldstrafe bestraft. Dies gilt nicht, wenn die Auswahl der Samenzelle durch einen Arzt dazu dient, das Kind vor der Erkrankung an einer Muskeldystrophie vom Typ Duchenne oder einer ähnlich schwerwiegenden geschlechtsgebundenen Erbkrankheit zu bewahren, und die dem Kind drohende Erkrankung von der nach Landesrecht zuständigen Stelle als entsprechend schwerwiegend anerkannt worden ist.“ Eine Muskeldystrophie vom Typ Duchenne führt in der Regel bereits im jungen Erwachsenenalter zum Tode. Auch sind an ihr erkrankte Kinder schon früh auf intensive Pflege angewiesen. Nach der Entscheidung des Bundesverwaltungsgerichts jedoch bedeutet die Nennung der Muskeldystrophie vom Typ Duchenne im Gesetzestext keinesfalls, dass diese als alleiniger Maßstab diene für Krankheiten, die eine PID gestatten. Es seien außerdem weitere Gesichtspunkte zu berücksichtigen. So etwa

„der Umstand, dass die Eltern bereits ein Kind mit der schweren Erbkrankheit haben oder die Frau nach einer Pränataldiagnostik und ärztlicher Beratung einen Schwangerschaftsabbruch (...) hat vornehmen lassen, oder dass das Elternteil mit der genetischen Disposition selbst hieran erkrankt ist.“ Es ist eigentlich pervers: Eine Abtreibung dient als Persilschein für eine PID, eine Kindstötung erlaubt weitere Kindstötungen.

Aber das ist nur logisch, die Logik des Todes. Seit 2010 steigt die Zahl der in Deutschland durchgeführten Fetozide Jahr für Jahr an. Als Fetozid wird in der Medizin die Tötung eines oder mehrerer Foeten im Mutterleib bezeichnet, die meist im Rahmen von Spätabtreibungen nach positivem pränatalem Befund oder zur Reduktion einer Mehrlingsschwangerschaft nach künstlicher Befruchtung durchgeführt werden. Rechtlich zulässige Spätabtreibungen sind in Deutschland keine Einzelfälle. Als „Mittel der Wahl“ gilt dabei eben der Fetozid. Dabei „durchsticht der Arzt mit

rid-Methode wird beim Fetozid auch Luft in das Herz gespritzt (intrakardiale Luftinjektion) oder aber das Herz „punktiert“ (Kardiozentese).“ 2010 kamen auf deutschlandweit 109.506 vorgeburtliche Kindstötungen 346 Fetozide. Seitdem steigt ihre Zahl kontinuierlich an. Das Gesundheits- und Informationssystem der Berliner Senatsverwaltung für Gesundheit, Pflege und Gleichstellung (GSI) verzeichnet für das Jahr 2017 bundesweit 100.146 vorgeburtliche Kindstötungen, 656 davon per Fetozid. Ein Grund für den Anstieg ist die Zunahme sogenannter „verspäteter Familien“ und in Folge dessen die vermehrte Inanspruchnahme künstlicher Befruchtung. Laut der Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe (DGGG) „liegt die Rate von Mehrlingsschwangerschaften“ in Folge künstlicher Befruchtungen jedenfalls „über dem 20-fachen gegenüber denen bei natürlicher Empfängnis“.

Da Mehrlinge häufiger mit leichten bis schweren Handicaps geboren werden, ein höheres Sterblichkeitsri-

gieren gelte. Auch hier gilt der Fetozid als „Mittel der Wahl“. In aller Regel erfolgt er in diesem Kontext nach „technischen Gesichtspunkten. Das heißt, der Arzt tötet dasjenige Kind, welches für ihn mit der Nadel am besten zu erreichen ist. Nicht wenige Mediziner sind aber inzwischen auch für einen „selektiven Fetozid“ zu haben. Dabei tötet der Arzt im Anschluss an die pränatale Diagnostik das Kind, das die „schlechteste Prognose aufweist“. Die getöteten Kinder verbleiben dabei bis zur Geburt ihrer Geschwister im Mutterleib.

Ärzte, Richter und Rendite – der Druck auf diejenigen, die den Embryonenschutz verteidigen, ist enorm. Im internationalen Vergleich nimmt sich der deutsche Embryonenschutz zwar noch immer wie eine Festung aus. Aber jetzt treten auch die Nationale Akademie der Wissenschaften Leopoldina und die Union der deutschen Akademien der Wissenschaft auf den Plan und fordern ein „zeitgemäßes“ Konzept für die Fortpflanzungsmedizin. Ihre Vorschläge sehen die Massenproduktion verwaister Embryonen vor. Und sollten diese Vorschläge Wirklichkeit werden, würden pro Jahr in Deutschland mehr als eine halbe Million Embryonen im Labor erzeugt, für die es keine Verwendung gäbe. Sie müssten in flüssigem Stickstoff bei minus 196 Grad Celsius eingefroren und gelagert werden. Auf diese Weise entstünde ein stattliches Vorratsdepot für Forscher, die mit CRISPR/Cas-Genschere an menschlichen Embryonen herumschneiden wollen. Der Präsident der Bundesärztekammer, Klaus Reinhardt, umschreibt es so: „Es ist höchste Zeit, das 30 Jahre alte Embryonenschutzgesetz an die aktuellen medizinisch-wissenschaftlichen Erkenntnisse anzupassen“.

Es ist klar, wohin das führt: Zum Kind als Ware für alle. Künstliche Befruchtungen sollen in Deutschland künftig nicht länger verheirateten, heterosexuellen Paaren vorbehalten bleiben. Im Visier liegt dabei die natürliche Familie und damit die Natur des Menschen. Diese Natur, die für die Kultur und die gesellschaftliche Ordnung „einen normativen Charakter“ (Benedikt XVI.) hat, soll völlig ausgehebelt werden. Es wäre – typisch für die Ära Merkel – der Ausverkauf des Ethischen, mithin der Menschlichkeit in Deutschland. ■



einer langen Nadel die Bauchdecke der Schwangeren bis er in die Bauchhöhle gelangt. Dann sucht er unter Ultraschallansicht das etwa kirschkernegroße Herz des Kindes, sticht zu und spritzt eine Kalium-Chlorid-Lösung hinein, die in hoher Dosierung jede koordinierte Kontraktion des Herzmuskels unmöglich macht. Nach ein bis zwei Minuten stirbt das Kind im Mutterleib an „Herzversagen“. Alternativ zu der Kalium-Chlo-

siko sowie eine höhere Krankheitsanfälligkeit besitzen, gefährden sie aus Sicht der Reproduktionsmediziner das Behandlungsziel einer erfolgreichen „Ein-Kind-Schwangerschaft“ und damit die Zufriedenheit ihrer Kunden. Und weil das so ist, betrachten Reproduktionsmediziner die Empfängnis von Zwillingen, Drillingen oder noch mehr Kindern, als „medizinische Fehlleistung“, die es durch „fetale Reduktionen“ zu kor-

Aus dem Leben einer Christin in der DDR

Geboren in Oberschlesien, unser Vater ist früh verstorben und unsere Mutter sorgte für ihre vier Kinder mit allergrößter Hingabe.

1948 konnten wir erst das Land verlassen und bei unserem Bruder in Kleinmachnow in Berlin Wohnrecht bekommen. Ich war 16 Jahre alt, wollte unbedingt Lehrerin werden, musste in die 5. Klasse gehen, weil ich keinen russischen Buchstaben kannte. Zweimal musste ich springen. Ich war 18 Jahre und war nun in der 9. Klasse ... Dankbar habe ich die Hilfe von meinen Klassenkameraden angenommen und das Abitur mit gutem Erfolg abgelegt.

1950 wurde ich an der Humboldt-Universität in Berlin immatrikuliert. Russischlehrerin sollte ich werden. Das Examen hatte ich geschafft. Man schlug mir vor, als Assistentin an der Humboldt-Universität zu wirken. Dafür müsste ich aber nach Moskau an die Lomonossow-Universität gehen. Ich war einverstanden. Tags darauf kam der Seminarleiter und sagte: „Sie haben einen Bruder im Westen. Wenn Sie unterschreiben, dass sie keinen Bruder dort haben, dann können Sie das Studium in Moskau beginnen“. Das konnte ich nicht unterschreiben. Wir hatten doch unseren Bruder erst nach dem Krieg wieder gefunden.

Ich bekam auch keine Anstellung als Russischlehrerin. Man schickte mich nach Lychen, nach Templin, nach Neustrelitz, Neubrandenburg, nach Loitz.

Das Schuljahr hatte schon begonnen.

„Lieber Gott, dachte ich, es wird Zeit. Ich muss mir jetzt selber eine Schule suchen. Bitte keinen Ort am Grenzübergang. Ich hatte meine Erfahrungen durch die täglichen Kontrollen Düppel-Zehlendorf-Kleinmachnow. Das bitte nicht mit Schülern, wenn man mit ihnen nach Berlin ins Theater fahren musste. Königswusterhausen und Bernau waren geeignet. Aber man reagierte nicht auf

meine Bewerbungen. Ich fuhr einfach nach Königswusterhausen zur Amtsstelle. Man bot mir Eichwalde an. Diese Schule würde vielleicht im November frei. Bis dahin musste ich als Springer zwischen Mittenwalde und Königswusterhausen pendeln und täglich mit S-Bahn, Dampfbahn und Bus von Kleinmachnow kommen und ich habe es freudig angenommen.

Am 25. November 1958 stand ich zum ersten Mal vor meiner eigenen Klasse. 36 Schüler waren mir anvertraut. Zuspruch und Aversion gegen russisch hielten sich die Waage. Vor- und Nachbereitung mussten stimmen. Verständnis für jeden Schüler, Liebe zur Vermittlung wollte ich leben. 1961 wurde es ernster. Jetzt in der achten Klasse begannen die Härten, wenn ein Schüler religiös gebunden war und zur Abiturstufe zugelassen werden sollte. In meiner Klasse ging es auch um einen guten Schüler, Leistung und Beurteilung waren nicht zu beanstanden, er war aber Ministrant. Die Aversion gegen die Kirche war zu spüren. Ich kämpfte so unvorigenommen und der Junge bekam die Zulassung und ich einen Eintrag in meine Kaderakte, den ich 1989 lesen konnte.

Mein Mann war ein unsagbar beliebter Lehrer für Mathematik in der Abiturstufe und gefragter Mann für eine Mitgliedschaft in der Partei. Wir hatten einen Gedanken: Keine Kontakte zu Kollegenfamilien, keine Beförderung, keine Vergünstigungen, aber ein ganz ehrliches Bemühen um den uns anvertrauten Schüler und sein Elternhaus.

Man wusste nicht, dass wir Sonntags (50 km) nach Kleinmachnow zur heiligen Messe fahren, zunächst ..., dass ich Haushaltstage, die zustanden nahm, um in Kleinmachnow mit der Caritasbüchse auf der Straße zu stehen und zu sammeln.

Ich handelte nach dem Prinzip. „Dem Kaiser was dem Kaiser gehört,



aber Gott was Gott gehört“. Im Mittelpunkt meines Lehrerdaseins war gelebter Glaube. Die Gespräche mit unserem Seelsorger in Kleinmachnow waren eine große Hilfe.

Unser Sohn war in der 5./6. Klasse. Es wurde gefragt: „Wer geht noch zur Kirche?“ Ich hatte eine Freistunde und mein Sohn kam mir entgegen. Er sagte: „Ich soll mir besser das Leben nehmen, ich hätte ein unwürdiges Leben ...“ Die Klassenleiterin hat sich acht Jahre später entschuldigt.

Enormer Arbeitseifer haben meinen Mann und mich vor dem Eintritt in eine Partei bewahrt.

Ich war 25 Jahre Mentor für Studenten aus Potsdam. Auch sie vermissten bei mir die Parteizugehörigkeit, die einen Aufstieg ermöglichen könnte.

Mein Wunsch war immer Mutter für zwei Kinder, Ehefrau, einfache, mitfühlende Lehrerin zu sein und mit unserer Mutter und mit meinen Geschwistern und mit allen Mitmenschen in Frieden zu leben.

Ich schaue heute gern auf meine berufliche Tätigkeit zurück und das mit großer Dankbarkeit vor dem Herrn. Leitlinie war tiefes Gottvertrauen, enge Bindung an die Pfarrgemeinde und Liebe zu den anvertrauten Menschen.

Ich weiß nur eins. Im Glauben lassen sich die Probleme leichter erkennen und bewältigen.

Interview von Simone Zwikirsch mit Prof. Ralf Lankau:

Der digitalen Entmündigung widerstehen!

EIN Leben ohne Smartphone, Smartwatch oder Cloud ist für die meisten von uns gar nicht mehr vorstellbar. Digitalisierung durchdringt unseren ganzen Alltag. Doch was macht das eigentlich mit unserer Identität? Darüber haben wir mit Ralf Lankau, Professor für Mediengestaltung und -theorie, gesprochen.

ZWIKIRSCH: „WENN ALGORITHMEN ÜBER DAS MENSCHSEIN BESTIMMEN (SOLLEN)“ IST DER TITEL IHRES VORTRAGS, DEN SIE AM WOCHENENDE IN AUGSBURG GEHALTEN HÄTTEN – UND DER ABER CORONABEDINGT LEIDER AUSFALLEN MUSSTE. IST DIE DIGITALISIERUNG NICHT SCHON LÄNGST TEIL UNSERER IDENTITÄT?

Prof. Lankau: Ich hoffe nicht, denn dann wären wir bereits auf dem Weg, selbst Pseudo-Apparate zu werden, wie es Technik-Evangelisten imaginieren, die den Menschen als fehlerhaf-

tes Objekt definieren, das durch technische Upgrades aufgerüstet werden müsse. Sie selbst übernehmen dabei selbstredend die Schöpferrolle. Dahinter steckt die Hybris, nicht nur eine „bessere Welt programmieren“ zu können, sondern durch Technik auch einen besseren Menschen zu formen.

Ausgeblendet wird, dass hier zwei inkompatible Kategorien verschränkt werden sollen. Das eine ist die Digitalisierung, im Kern Automatisierungstechnik mit Hilfe mathematischer Modelle. Etwas zu digitalisieren ist ein technischer Vorgang: die Transformation von Information in Daten, d.h. in ein maschinenlesbares Format. Digital-Systeme sind Datenverarbeitungssysteme. Die wichtigsten Parameter für technische Systeme sind Normierung und Standardisierung der Abläufe, der Schnittstellen und Formate.

Damit komplett inkompatibel ist die menschliche Identität, die sich dadurch auszeichnet, dass sie sich nicht standardisieren und normie-

ren lässt, sondern sich individuell, wenn auch im Kontext von Sozialgemeinschaften, Lebensalter und kulturellem Umfeld entwickelt. Rechenergebnisse lassen sich personenneutral reproduzieren. Das ist sogar das Grundprinzip von Wissenschaft: Überindividualität. Die Identität einer Person hingegen ist an das Individuum und seine Lebensumstände gebunden.

Was wir allerdings erleben, ist eine umgangssprachliche Ungenauigkeit, bei der mit einer selten erlebten Penetranz vor so gut wie jeden Begriff ein „digital“ gesetzt wird. Das Ziel ist, die Deutungshoheit über Begriffe und die gesellschaftliche Relevanz von Digitaltechnik als neue Heilslehre zu bekommen: Digitale Arbeit, digitale Kindheit, digitale Schule, digitale Zukunft ... Das funktioniert kurioserweise mit allem, vom digitalen Wolkenkuckucksheim bis zum digitalen Knallbonbon. „Digital“ ist mittlerweile eine werbepsychologische Leerformel der Digitalisten, um ihre Konsumermärkte zu bespielen.





ZWIKIRSCH: WAS MACHT DIGITALISIERUNG MIT IDENTITÄTEN?

Prof. Lankau: Für Rechen- und Dateiverarbeitungssysteme, die Nutzer- und Verhaltensdaten auswerten (Big Data Analytics, Personal Analytics, Learning Analytics), gibt es weder Personen noch Identitäten oder Individuen. Für Big-Data-Systeme sind wir alle lediglich Datensätze mit mehr oder weniger charakteristischen Merkmalen.

Was wir stattdessen benennen müssen, ist die Durchdringung auch des Privaten mit immer mehr digitalen Geräten und Diensten, die sich hinter dem euphemistischen Begriff „smart“ verbergen: Smart Home, Smart School, Smart City usw. Das heißt konkret: Überall zeichnen Sensoren menschliches Verhalten auf. Irritierenderweise geben sehr viele Menschen sehr private Daten preis. Sie trennen nicht zwischen Beruf und Privatleben und verschieben für ein bisschen Aufmerksamkeit permanent die Schamgrenze. So entstehen private bis intime Persönlichkeits- und Verhaltensprofile im Netz. Hier schließt sich der kommerzielle Kreis: Wer unsere Profile kennt (bzw. kauft), kann uns durch gezielte Angebote beeinflussen.

Die Aufmerksamkeitsökonomie des Web führt zu zweierlei: Zum einen werden die öffentlichen Profile immer „privater“, zugleich standardisierter. Es gibt viel mehr Menschen im Netz (mehr als 90%), die nachmachen, was ihnen Influencer, Trendsetter, Peers vormachen als solche, die eigene Ideen entwickeln. Zum anderen geben sie für ein paar Feedbacks und Likes ihre Privatsphäre und Intimsphäre auf. Wir wissen schon heute, dass es ein elementares Privileg des 21. Jh. sein wird, seine Privatsphäre zu bewahren, selbst entscheiden zu können, welche Daten von einem im Netz auftauchen.

ZWIKIRSCH: GERADE JETZT IN DER CORONA-ZEIT SCHEINT DIGITALISIERUNG JEDOCH DER MASTERPLAN ZU SEIN. GEFÜHLT ALLES FINDET ONLINE STATT. WELCHE PROBLEME SEHEN SIE AKTUELL?

Der Masterplan ist „digitale Transformation“ aller Lebensbereiche mit dem Ziel der digitalen Organisation von immer mehr, möglichst allen Lebensbereichen. Das ist kein Ergebnis von Corona, sondern eine Strategie seit Mitte der 1940er Jahre (Stichworte: Kybernetik und Methoden der Regelungstechnik für Sozialsysteme). Die aktuelle Informationstechnik mit Netzwerken wie WLAN, 5G und mobilen Endgeräten in der Hosentasche ist nur die technische Infrastruktur. Die Grundidee ist, dass man soziale Systeme und den einzelnen Menschen steuern kann wie maschinelle Systeme. Am Ende dieser Logik steht die umfassend überwachte und kontrollierte Gesellschaft wie in China. Statt Privatsphäre und Selbstverantwortung gibt es ein Sozialpunktesystem (Citizen Scoring), in dem mein Wohlverhalten darüber entscheidet, welche Arbeit und Wohnung ich bekomme, auf welche Schule meine Kinder gehen dürfen oder welche medizinische Versorgung die Eltern bzw. Großeltern bekommen. Der Mensch wird entmündigt und jeglicher Freiheiten beraubt. Die Techniken sind alle einsatzbereit, die Geschäftsmodelle funktionieren. Aber die meisten Menschen realisieren nicht, was hinter den Displays und Touchscreens gerade aufgebaut und getestet wird. Es ist doch alles so bequem ...

ZWIKIRSCH: SIE SPRACHEN ANFANGS VON TECHNIK-EVANGELISTEN, DIE DIE SCHÖPFERROLLE ÜBERNEHMEN WOLLEN. WAS KÖNNEN JUNGE MENSCHEN, DIE AN

EINEN SCHÖPFERGOTT GLAUBEN, DIESEN PROZESSEN ENTGEGENSETZEN?

Das lässt sich am ehesten erkenntnistheoretisch bzw. philosophisch beantworten. Seit der Antike unterscheiden wir verschiedene Wissensformen: Die Wissenschaft (griech.: theorie, lat. scientia), die Meinung (griech.: doxa, lat.: opinio) und den Glauben (griech.: pistis, lat.: credo). Dazu kommen die Künste (technê, bzw. artes) als praktisches Wissen. Alle vier Wissensformen haben ihre Aufgabe, Berechtigung und Beschränkung. Gerade für junge Menschen ist es m.E. wichtig, neben dem wissenschaftlichen Weltbild und dem zunehmenden Technikdeterminismus aller Lebensbereiche ein human und demokratisch begründetes Menschenbild gegenüber zu stellen, zu dem wesentlich die Besinnung auf die christlichen Quellen unserer Kultur gehören. Es gibt weltweit keine Kultur ohne Glauben und Religion. Das ist m. E. der notwendige Konterpart zur Selbstüberhebung des technikgläubigen Menschen, der es in wenigen Jahren seit Beginn der Aufklärung geschafft hat, durch Industrialisierung und Kommerzialisierung unsere Lebensgrundlage zu zerstören, Stichwort Klimawandel. Noch wichtiger ist zu fragen, was wir von den ganzen Angeboten, Diensten und Techniken überhaupt brauchen. Denn ein Leben in Gemeinschaft gibt es nur analog, nicht im Netz. Wir müssen uns besinnen auf das, was den Menschen ausmacht. Technik ist es nicht. ■

Prof. Lankau war eingeladen, beim der Herbstvollversammlung des Diözesanrats der Katholiken, einen Vortrag zu halten. Dieser musste leider coronabedingt abgesagt werden.

Wir danken Simone Zwikirsch, der Zeitschrift „Credo“ für die Erlaubnis des Abdrucks des Interviews.



Franz Salzmacher:

Pajazzo, die Maske und der Freiheitsbaum

Gedanken eines Clowns zu Schminke, Gesicht und Minenspiel

in diese Welt, und Pajazzo liebte es, sie im reichen Garten des Minenspiels herumzuführen. Darauf freute er sich vor jeder Vorstellung. Er war Clown und Guide im Garten des Frohsinns.

In zehn Minuten musste er drüben sein im großen Zirkuszelt und hinter dem Vorhang zur Manege konnte er die Kinder beobachten und sich auf ihre Spiegelneuronen einstellen. Denn die Vorstellung war auch die Stunde der Spiegelneuronen, auch das hatte er gelernt. Das sind Nervenzellen im Gehirn, die schon beim Betrachten des anderen zum gleichen Verhalten anregen, also wenn die Mutter lacht, lacht das Baby, wenn die Mutter weint, weint das Baby auch. Und wenn Pajazzo lacht, lachen die Kinder. Pajazzo mochte diese Spiegelzellen besonders, weil sie von einem Italiener, Giacomo Rizzolatti zuerst richtig beschrieben wurden. Pajazzo und Rizzolatti, das klang doch fast spiegelneuronisch.

Aber jetzt hatte Pajazzo ein Problem. Er konnte nicht mehr in den Gesichtern der Kinder lesen, über ihrem Minenspiel lag eine Maske und über seinem auch. Die Spiegelneuronen konnten gar nicht mehr funktionieren. Er wusste gar nicht, wen er vor sich hatte. Den Muskel mit dem Namen Augenbraunenrunzler konnte er zwar noch erkennen, aber der wichtige depressor anguli oris, der Mundwinkelherabzieher, der war weg. Und der levator anguli oris, der Mundwinkelheber, auch. Auch der Unterlippenherabzieher und der Kinnmuskel, alles weg. Wie sollte er da seine Aktionen auf die Reaktionen abstimmen? Er trug noch etwas Weiß auf, damit der Kontrast zum schwarzen Stern um das linke Auge deutlicher wurde. Die wissen gar nicht, was sie sagen,

meinte er verärgert zu sich selbst, „diese neunmalklugen Journalisten und Politiker, die vorschlagen, Weihnachten in der Familie mit Maske zu feiern, zuhause in der Oase des Lächelns. Das Minenspiel ist doch wie eine herrliche Wiese des Menschlichen, voller Blumen, manchmal auch Disteln. Gerade das Gesicht hält doch den Strom der Emotionen wie ein Flussbett zusammen, das Minenspiel des Menschlichen ist doch die Bühne für die Komödie des Lebens“.

Pajazzo konnte richtig poetisch werden, wenn er in Gefühlswallung geriet. Er stand vor dem Spiegel in seinem Zirkuswagen. Sieht gut aus, sagte er, und zog noch einen leichten weißen Strich im Augenschließmuskel nach. Immerhin, die Regierung in diesem Bundesland hatte ihnen eine Sondergenehmigung für die Silvester-Vorstellung zugestanden, wenn man die begrenzte Zahl, die Abstandsregeln und überhaupt ein schlüssiges Hygienekonzept einhalten würde. Das war machbar. Klang nachgedacht, nicht so autoritär wie weiter im Süden. So saßen jetzt die Kinder in lichten Reihen vorne oder bei ihren Familien oben in den hinteren Reihen. Es gab tatsächlich Familien, die Weihnachten nur virtuell gefeiert hatten oder mit Maske, wobei die Großeltern an einem Extra-Tisch platziert oder gar nicht da waren. Weihnachten mit kaschierten Emotionen - „absurdes Theater“, brummte Pajazzo. Natürlich muss man diesen Virus ernst nehmen, keine Frage. Aber wofür gab es Tests, Abstandsregeln und Desinfektionsmittel? Die einfachsten Mittel sind die besten, da kann der Virus so viel mutieren wie er will, also Abstand halten, lüften und in der Öffentlichkeit auch Maske.

Es gibt 22 Gruppen von Gesichtsmuskeln. Jede hat ihre Funktion, für jede einzelne hatte Pajazzo einen Pinselstrich. Er hatte bei seinen Clown-Lehrgängen das Zusammenspiel der Muskeln studiert und wusste, wie die Kinder zu bemimen sind, so dass sie begeistert, traurig oder nachdenklich werden. Pajazzo beherrschte die Muskeln alle meisterlich, das war sein Job, und die Schminke war so aufgetragen, dass sie den Ausdruck, das Minenspiel verstärkte. Der Stern auf der Nase ging rauf und runter, da aktivierte er den Nasenflügelheber, Sonne und Mond auf den Ohren wankten dank des oberen, hinteren und vorderen auricularis, des Ohrmuskels, und wenn er Nase und Ohren gleichzeitig bewegte, betätigte er bei den Kindern den musculus risoris, den Lachmuskel. Die Kinder mochten das. Da war Leben, komisches, um nicht zu sagen kosmisches Leben. Sie tauchten ein

Pajazzo hatte sich immer gestört an den Maskenbildern aus China: Es waren Menschen ohne Gesicht. Es war für ihn der Verlust von Identität, eine Art Massenmenschhaltung, der Massenmensch geht da in den Maskenmassen unter. Es waren, erinnerte er sich, als er neulich noch einkaufen war, alles Robotergesichter, die ihm da entgegenkamen, sich minellos vorbeibewegten, Konsumenten, Shopping-Leute. Nun sind, das räumte Pajazzo ein, Kindergesichter wie offene Bücher, sie verbergen nichts. Erwachsene verschließen ihre Emotionen in zwei Deckel, man hat Mühe sie zu öffnen. Und, so tröstete er sich, das Maske-Tragen ist ja nur für eine gewisse Zeit und bald vorbei, wenn, ja wenn die Leute vernünftig sind.

Der Zirkusboy klopfte an die Tür. Es sei Zeit, die Elefanten knabberten jetzt an dem Weihnachtsbaum, sie bräuchten nur noch fünf Minuten. „Ok, ich komme“. Die Nummer mit dem Weihnachtsbaum war genial. Die Elefanten holten mit dem Rüssel die Äpfel und Süßigkeiten herunter, ohne dass der Baum umfiel. Bei seinem Shopping-Bummel neulich war er auch an dem großen Weihnachtsbaum vorbeigeschlendert, der in der Mitte des Marktplatzes stand und hatte sich daran erinnert, dass das erste schriftliche Zeugnis vom Weihnachtsbaum im Wohnzimmer aus Straßburg überliefert ist, es datiert aus dem Jahre 1605. Zwar gab es schon lange den Paradiesbaum, aber der Paradiesbaum mit den Äp-

feln wurde Adam und Eva zum Verhängnis. Vielleicht, dachte Pajazzo, hängen jetzt auch Masken am Baum, kann man ja gebrauchen – oder auch nicht. Und überhaupt, der Paradiesbaum war ja kein schlechtes Teil, eigentlich war es ein Freiheitsbaum, denn er stand für die Option, ja oder nein zu sagen. Das ist ja die Freiheit, die Kraft zur Entscheidung. Die ist nicht das Letzte, nur ein Mittel, um das Gute zu tun. Das müsste man den Kindern mal sagen, meinte Pajazzo, dass sie die Freiheit haben ja zu sagen zum Guten oder auch nein zur Versuchung. Muss nicht immer eine Schlange mit Apfel sein, kann auch ein Smartphone sein oder eben eine Maske. Baum, Maske und Smartphone sind nicht das Problem. Was man damit macht, das ist entscheidend.

Jetzt legte er die Maske an, machte die Wagentür zu und ging zum großen Zelt rüber. Gleich würde er mit Maske in der Arena stehen. Die Kinder würden nicht die roten Tupfer auf den Backen sehen, keinen Stern auf der Nase, keine gebogenen, roten Lippen in ihrem Kontrast zum Weiß um Kinn und Augen. Nur Haare wie Stroh, und Ohren in Weiß. Früher war die Tünche ein Stück Kunst, ein Weg in eine andere Welt, ein Gedankenpfad. Jetzt sind da nur noch die Reste eines Clown-Torsos, mehr eine Erinnerung an antike Zirkusfreuden als eine Verheißung von einem anderen Leben, einem Leben ohne Sorgen oder mit gemeisterten Sorgen. Denn das war ja sein Ziel, seine Aufgabe:

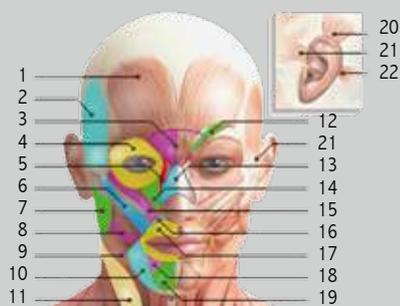
zu zeigen, dass man Missgeschick verwandeln kann in Freude, dass das Unglück eines einzelnen sich auflösen kann im Wohlwollen aller. Am Ende würde er die Maske ablegen und das ganze Clownsgesicht zeigen. Mit Abstand natürlich.

Pajazzo rückte die Maske etwas tiefer, so dass man wenigstens den Stern auf der Nase im Ansatz erkennen konnte. Zum Glück waren die Sterne um die Augen frei. Er stolperte in die Manege, machte einen Purzelbaum und einen schrägen Salto, während die Trommeln wirbelten. Und da geschah es. Das Gummi riss beidseitig, die Maske fiel, ein großes Ah und Oh ertönte, dann Stille. Als wäre er vom Trapez gestürzt. Er stand im großen Rund der Arena, sechs, sieben Meter vor der ersten Reihe. Der Abstand war groß genug. Dennoch wichen einige Masken zurück. Die Angst kennt keine Abstände. Sie ist immer im Herzen, immer hinter der Maske. Die Kinder blieben, mit großen Augen sahen sie ihn an. Da waren die roten, gebogenen Lippen, der ganze Stern auf der Nase, das gelbrote Kinn, das Weiß auf den Wangen. So stand er in der Arena, vor aller Augen, er selbst. Und, das konnte man trotz der Masken gut hören, die Kinder in der ersten Reihe lachten. Das, so tröstete sich Pajazzo, werden die Kinder aus dieser Vorstellung mitnehmen: Die Maske ist ein Mittel, nicht das Ziel. Das Ziel bleibt die Lebensfreude. Dafür war er da, mit seinem Clownsgesicht.



Gesichtsmuskeln

Grafik: dr.gumpert.de



1. Stirnmuskel (vorderer Sehnenhaubenmuskel) - M. epicranii, M. occipitofrontalis, Venter frontalis
2. Schläfenmuskel - M. temporalis
3. Stirnhauterabzieher - Musculus procerus

4. Augenschließmuskel - Musculus orbicularis oculi
5. Nasenflügelheber - M. levator labii superioris alaeque nasi
6. Großer Jochbeinmuskel - Musculus zygomaticus major
7. Masseter (Kaumuskel) - Musculus masseter
8. Lachmuskel - Musculus risorius
9. Hautmuskel des Halses - Platysma
10. Mundwinkelherabzieher - Musculus depressor anguli oris
11. Kopfwender - Musculus sternocleidomastoideus
12. Augenbraunenrunzler - Musculus corrugator supercilii
13. Nasenmuskel - Musculus nasalis

14. Oberlippenheber - Musculus levator labii superioris
15. Kleiner Jochbeinmuskel - Musculus zygomaticus minor
16. Mundwinkelheber - Musculus levator anguli oris
17. Mundschließmuskel (Mundringmuskel) - Musculus orbicularis oris
18. Unterlippenherabzieher - Musculus depressor labii inferioris
19. Kinnmuskel - Musculus mentalis
20. Oberer Ohrmuskel - Musculus auricularis superior
21. Vorderer Ohrmuskel - Musculus auricularis anterior
22. Hinterer Ohrmuskel - Musculus auricularis posterior

Alfons Zimmer:

Kamel und Christenmensch

Vom Kamel können Christen einiges lernen, mehr als von der Giraffe



Der Kölner Kardinal Meisner (+2017) war ein ausgesprochener Kamel-Fan. Am liebsten hätte er das Wüstentier sogar in sein Bischofswappen aufgenommen. Die Heraldiker seien – heißt es – dagegen gewesen. In vielen Predigten und geistlichen Vorträgen stellte er das Kamel als Vorbild für den Christenmenschen dar. Ausführlich und mit viel Humor breitete er 2013 in einem Pontifikalamt im Hohen Dom das Thema vor Hunderten von Karnevalisten aus. Auch auf das Kamel der Dreikönige konnte er verweisen. Vielfach standen noch die Weihnachtskrippen in den Kirchen.

Was gefiel ihm am Kamel? Dass es selbstbewusst seinen Kopf hochhält und dabei immer freundlich in die Welt schaut. Dass es mit seinen vier Beinsäulen erdverbunden auf dem Boden der Tatsachen steht. Dass es eine gute Nase hat, einen guten Riecher für Oasen. Und dass es, wenn es eine findet, sich volllaufen lässt, um eine Woche lang Lasten durch die Wüste zu tragen. Dass es sogar einen doppelten Rücken hat und doppeltes Gepäck tragen kann, für andere mit. Im Gegensatz dazu könne die Giraffe mit ihrem schiefen Rücken nichts schleppen. Alles rutsche runter. Das Kamel ist belastungsfähig.

Von Art und Verhalten des Kameles kann sich der Christenmensch gut eine Scheibe abschneiden. Er darf selbstbewusst zu seinem Glauben stehen und soll allen möglichst freundlich entgegentreten. Auch Oasen braucht er regelmäßig, geistliche, wie das Kamel die Wasserstelle. Dass Kamele kontaktfreudig sind und Humor haben, zeigt beigefügter Schnappschuss. Die Israel-Pilgerin aus Bochum war sichtlich überrascht von der Neugier und der Anhänglichkeit des Tieres in Jericho.

In dem Zusammenhang erzählte Meisner gerne einen Witz: Ein Theologiestudent läuft nervös vor dem Prüfungszimmer auf und ab. Kommt ein Professor vorbei: „Nur Ruhe! Wird schon werden.“ Der Student: „Bei mir ist oben gerade nur Wüste.“ Der Professor: „Ein paar Oasen werden doch bestimmt da sein.“ „Mag sein.“, antwortet der Student. „Aber ob die Kamele die finden.“

Gebet des Kamels von Sr. Carmen Bernos de Gasztold*

Ah! Herr,
lass es dir nicht missfallen, aber der
Stolz hat sein Gutes:
gegen den Durst, die Fata Morgana
und den sandigen Wind.

Und ich darf sagen:

zur Bewältigung der Situationen der
Wüste sind meine beiden Buckel und
meine arrogante Lippe nicht zuviel.
Man kritisiert diese vier platten Füße
an den Fundamenten meines wohlge-
gliederten Gebäudes.

Aber was hätte ich anfangen sollen
mit hohen Absätzen, um durch so
viele Weiten und gleitende Träume zu
ziehen und meine Würde dabei auf-
rechtzuerhalten?

Also denn, das Herz zerbissen vom
Schrei der Schakale und Hyänen, im
Glutofen des Schweigens, von der
Kälte maßlos gewordener Sterne, so
sage ich dir Dank für dieses Reich, das
soweit ist wie meine Sehnsucht und
mein Schritt.

Wenn ich meine Königlichkeit von
Oase zu Oase trage, in der aristokra-
tischen Kurve meines Halses, werde
ich vielleicht eines Tages dorthin ge-
langen, wo ich die Karavane der Ma-
gier wiederfinde und die Tore deines
Paradieses.

* aus dem Buch „Jedes nach seiner Art.
Kreaturen vor ihrem Schöpfer“, franz.
Original 1955, Carmen Bernos de Gas-
ztold, 1919-1995, französische Benedi-
ktinerin und Poetin. Einen Großteil
ihres Lebens verbrachte sie im Klos-
ter Abbaye Saint Louis du Temple in
Limon-par-Igny in Zentral-Frankreich.

Gibt es eine Hölle?

„Jeder sechste Bundesbürger (15%) glaubt, dass es im Jenseits auch eine Hölle gibt. Jeder zweite Befragte (50%) glaubt nicht daran. 27% gaben in der Befragung an, nicht sicher zu sein, 7% machten keine Angaben. Bemerkenswert ist, dass in der Altersgruppe der 18 bis 29-jährigen jeder vierte davon ausgeht, dass es die Hölle gibt. Bei den über 60-jährigen nur 13%. Bei den Freikirchlichen glauben immerhin 44%, bei den landeskirchlichen Protestanten nur 15%, bei den Katholiken nur 19% an die Existenz der Hölle. Bei den Muslimen sind es hingegen 51%.“ Das ist das Ergebnis einer Umfrage des Markt- und Sozialforschungsinstituts INSA Consulere im Auftrag von Idea (kath.net 22.11.2020).

Was sagt die Lehre der katholischen Kirche dazu? ... „Dass es eine Hölle gibt ... dass sie ewig dauert ... die schlimmste Pein der Hölle besteht in der ewigen Trennung von Gott, indem allein der Mensch das Leben und das Glück finden kann, für die er erschaffen worden ist und nach denen er sich sehnt“ (KKK Ziff 1035).

Die Kirche greift damit das Wort Jesu von der „Gehenna“, des „unauslöschlichen Feuers“ auf, siehe Mt 13 41-42 und Mt 25,41 (KKK Ziff. 1034). „Die Aussagen der heiligen Schrift und die Lehren der Kirche über die Hölle sind eine Mahnung an den Menschen, seine Freiheit im Blick auf sein Schicksal verantwortungsvoll zu gebrauchen. Sie sind zugleich ein eindringlicher Aufruf zur Bekehrung (KKK Ziff. 1036) ... Niemand wird von Gott dazu vorherbestimmt, in die Hölle zu kommen; nur eine freiwillige Abkehrung von Gott, in der man bis zum Ende verharrt, führt dazu“ (KKK, Ziff. 1037).

Hubert Gindert

„So nicht!“ – Die in der Kirche Verwirrung stiften

Es ist schon bedauerlich – um es einmal so zu sagen –, dass Leute der Kirche, z.B. der Chefredakteur einer Kirchenzeitung, Verwirrung unter Gläubigen stiften, weil sie die Lehre der Kirche nicht kennen oder nicht dafür eintreten, sondern ihr eigenes

Auf dem Prüfstand

Credo verkünden wollen. Damit liegen sie im Zeittrend. Der Beifall kirchenkritischer Personen und Medien ist ihnen sicher. Das wissen sie auch.

So setzt der Chefredakteur einer Kirchenzeitung über sein Editorial die Überschrift „So nicht!“, nachdem er sich über „Beziehungspflege“ ausgelassen hat: „Eines freilich ist in meinem Freundeskreis absolut kein Kriterium: Die sexuelle Orientierung. Heterosexuell, schwul, lesbisch – es spielt keine Rolle, weil es nichts darüber aussagt, wie klug, liebenswert, begeisterungsfähig, freundlich mein Gegenüber ist.“ Der Chefredakteur fährt fort: „Und doch gibt es einen Unterschied: Wenn ich mit meinen schwulen und lesbischen Bekannten zufällig auf das Thema Kirche zu sprechen komme, wird es still ... Wie oft mussten sie spüren: Diese Kirche will mich nicht? Nicht so, wie ich von Natur aus bin.“ Der Chefredakteur: „Man kann es nicht anders sagen: Meine Kirche hat mit Ausgrenzung und Verdammung viele homosexuelle Menschen zutiefst verletzt. Sie hat sich schuldig gemacht und gegen ihr wichtigstes Gebot verstoßen: Die Nächstenliebe.“

„Meine Kirche?“ Der Chefredakteur sollte den Katechismus, der den Glauben der Kirche zusammenfasst, kennen und auch richtig zitieren! Denn sie sagt ... „ihnen (Homosexuellen) ist mit Achtung, Mitleid und Takt zu begegnen. Man hüte sich, sie in irgendeiner Weise ungerecht zurückzusetzen“ (KKK, Ziff. 2358). Wer verletzt hier und verstößt hier gegen die Nächstenliebe? Der Chefredakteur sagt die pure Unwahrheit. Wenn es Menschen gibt – Katholi-

ken oder solche außerhalb der Kirche, die Homosexuelle als Menschen ablehnen – dann spricht nicht die Kirche. Der Chefredakteur stößt sich womöglich an einem anderen Satz des Katechismus: „gestützt auf die Heilige Schrift, die sie als schlimme Abirrung bezeichnet, hat die kirchliche Überlieferung stets erklärt, dass homosexuelle Handlungen in sich nicht in Ordnung sind. Sie verstößen gegen das natürliche Gesetz, denn die Weitergabe des Lebens bleibt beim Geschlechtsakt ausgeschlossen. Sie entspringen nicht einer wahren affektiven und geschlechtlichen Ergänzungsbedürftigkeit. Sie sind in keinem Fall zu billigen“ (KKK, Ziff. 2357).

Um seine Behauptungen zu legitimieren, greift der Chefredakteur auf eine Aussage von Papst Franziskus zurück. Sie ist einem Film entnommen, bei dem Franziskus bei verschiedenen Gelegenheiten und Anlässen zur zivilrechtlichen Absicherung Aussagen gemacht hat und die im erwähnten Film zusammengeschnipselt sind. Die Aussage des Papstes ist keinesfalls eine Rechtfertigung praktizierter Homosexualität. Sie bedeutet auch keinen „großen Schritt nach vorn“ und keinen „Pflock der Menschlichkeit in die Erde“, wie sich der Chefredakteur ausdrückt. Denn die Kirche unterscheidet deutlich zwischen „homosexuellen Handlungen“ und „homosexuell veranlagten Menschen“. Das Editorial ist ein Beispiel von Cancel Culture und mangelnder Loyalität gegenüber der Kirche. „So nicht!“ Herr Chefredakteur.

Hubert Gindert

Wer sich in Kirchenzeitungen präsentieren darf?

Christian Weisner, der Sprecher der „Kirchenvolksbegehrer“ mit dem bescheidenen Namen „Wir sind Kirche“ konnte in der Kirchenzeitung der Erzdiözese München (15.11.2020, Nr. 46, S. 29) auf einer ganzen Seite seine „Reformbewegung“ darstellen. Der Anlass war das sogenannte „Kirchenvolksbegehren“ vor 25 Jahren. Das Interview hat den Titel „Eine Kirche der Gleichen“.

Weisner bedauert in diesem Interview, dass sie „nicht in den Synodalen Weg einbezogen sind. Es

Titelbildbeschreibung



Der hl. Hieronymus in der Wildnis

Albrecht Dürer (1471-1528) malte dieses Bild im Alter von etwa 25 Jahren, und hatte den Höhepunkt seines Schaffens noch nicht erreicht. So liegt der linke Arm kraftlos am Körper, als würde er den Stein nur leicht auf die Brust legen. Auch die Hüfte des linken Beines sitzt etwas zu tief im Gesäß. Eine Kopie des Bildes hängt heute in der Sammlung Bacon in Norwich und ist hier abgebildet.

Der abgemagerte Asket Hieronymus (347-420) kniet vor einem toten Baumstumpf, auf den ein Kreuz gesteckt ist. Während der Heilige andächtig auf das Kreuz schaut schlägt er sich, zum Zeichen der Reue und Buße, mit einem Stein an seine Brust. In der rechten Hand hält er ein aufgeschlagenes Buch, welches ihn als Kirchenlehrer ausweist. Es handelt sich hier wohl um seine Übersetzung der Bibel, der Vulgata. Vor ihm liegen ein Kardinalsmantel und -hut. Der Legende nach soll ihm Papst Damasus I. (um 305 – 384) die Kardinalswürde angetragen haben, Hieronymus lehnte jedoch ab. In seinem Rücken liegt ganz entspannt der Löwe, dem der Heilige einen Dorn aus seiner Tatze zog und die Wunde pflegte, worauf der geheilte Löwe als Haustier bei ihm blieb.

Das Bild erinnert auch an die „Donauschule“, bei der die Natur einen eigenständigen Rang hatte. Zerklüftete Felsen, wuchernder Wald, Pflanzen, welche das Gewand des Heiligen und ein Bein des Löwen mit der Bodenvegetation verbinden. Besonders in der dramatischen Darstellung des Himmels – regenvolle, teils dunkle Wolken, verziehen sich zu den Rändern hin und in der Ferne bricht die Abendröte über einem Gebirge an – interpretiert er den Seelenzustand des Heiligen.

Alois Eppl

gibt aber gute indirekte Kontakte, vor allem zum Zentralkomitee der deutschen Katholiken ... Die Synode kann auch für die Weltkirche ein Angebot sein, dass hier in Deutschland ... neue Wege gefunden werden können“. Auf die Frage des Interviewers, wie Weiser die „Querschläge ... die Instruktion im Sommer und die Äußerungen der Glaubenskongregation zum Abendmahl“ einschätze, meint Weisner: „Ich würde mir von Papst Franziskus ein noch deutlicheres Ja zum Synodalen Weg wünschen ... und es wäre sehr ungut, wenn einzelne Bischöfe oder Kardinäle über Rom versuchen würden, den Synodalen Weg zu stören.“ Gefragt nach seinen „Hoffnungen und Wünschen für die nächsten 25 Jahre“, gibt Weisner von sich: „Es geht uns letztendlich um das, was der biblischen Botschaft von einer Kirche der gleichen und der verschiedenen Charismen entspricht, darum, die Ständeunterschiede, die Kluft innerhalb der Kirche zwischen Klerikern, Priestern, Bischöfen, Diakonen und dem allgemeinen Kirchenvolk zu überwinden. Wenn man auf die Kirchengeschichte schaut, sieht man, dass die Tradition der klerikalen, zentralen, absolutistischen Kirche eine sehr junge Tradition ist, die eigentlich erst im 19. Jahrhundert in der Zeit des ersten Vatikanischen Konzils erfunden und installiert worden ist ... Wichtig ist doch: Wie können Gemeinden überleben und gemeinsam Gottesdienst feiern? Und da darf es nicht mehr diese große Rolle spielen, ob Mann, ob Frau, ob verheiratet oder nicht verheiratet – wie es ja auch am Anfang nicht diese große Rolle gespielt hat.“

Ob die Münchner Kirchenzeitung auch einem Kirchenrechtler die Gelegenheit gibt, diese Aussagen des Christian Weisner zurückzuweisen, ist eine interessante Frage. In jedem Fall ist seit 25 Jahren klar, welche Kirche „Wir sind Kirche“ will.

Als das sogenannte „Kirchenvolksbegehren“ 1995 die damals schon existierende religiöse Unwissenheit der Leute ausnutzte und die Bischöfe die Gläubigen ins Messer laufen ließen, statt in einem gemeinsamen Hirtenbrief vor den religiösen Rattenfängern zu warnen – jeder wusste, dass das „Kirchenvolksbegehren“ kommen würde – da stand „Wir sind Kirche“ auf dem Zenit ihrer Bedeutung. Daraus erklärt sich

auch, dass „Publik Forum“ in einem 40-seitigen Dossier (26. Januar 1996) sehr offenherzig ihre Ziele und ihre Strategie beschrieben hat. Im Dossier heißt es z.B. ... „So wird der Gehorsam gegenüber Rom zum eigentlichen Problem für einen Dialog zwischen einem demokratisch, freiheitlich gesinnten Kirchenvolk und einer hierarchischen, diktatorisch strukturierten Kirchenführung. Der Wert dieses Kadavergehorsams muss vom Kirchenvolk öffentlich infrage gestellt werden.“ ...

Dass die Kirchenzeitung der Erzdiözese München dem Sprecher „Wir sind Kirche“ anlässlich 25 Jahre „Kirchenvolksbegehren“ eine volle Seite zur Vorstellung einräumt, kann nicht durch naive Unwissenheit erklärt werden. Es ist die fehlende Loyalität, die sich durch ähnliche kirchliche Gazetten und Medien durchzieht. Wir sind wieder einmal bei Joseph Ratzinger mit seiner Feststellung, die Gegner der Kirche sitzen vor allem in der Kirche!

Hubert Gindert

SPENDEN FÜR

DER FELS

herzlichen Dank

Foto- und Quellennachweise:

35 Die großen Jh. der Malerei, Das 15. Jh. Skira, 1955, S. 92; **36** Ökumenisches Heiligenlexikon; **37** public domain, sammlung.pinakothek.de/en/bookmark/artwork/6kLa15JL8V; **38** pixabay Hans Braxmeier; **39** Manfred Antranians Zimmer, Pixabay; **40** By Saiko - Own work, CC BY 3.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=77291787>; **41** Kunsthistorisches Museum Wien, Bilddatenbank. <https://www.khm.at/objekt/db/detail/854>; **42** The York Project (2002) 10.000 Meisterwerke der Malerei (DVD-ROM), distributed by directmedia Publishing GmbH. ISBN: 3936122202; **44/45** von li: Koprincio Laskof auf Pixabay, Von DocWoKav - Eigenes Werk, CC BY-SA 4.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=84384016>, Von Arcoche - Eigenes Werk, CC BY-SA 3.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=15614128>; **46/47** von li: David Mark, Pixabay, Vorbach H., Begegnung mit Ikonen ..., Salzburg, 1999, Gottesmutter S. 94, www.holyathos.de/images/p1130552.jpg; **48** G. Stumpf, Archiv; **49** congerdesign auf Pixabay **50** wikipedia, PictureObelix; **52** Ekaterina Bolovtsova von Pexels; **53** J. Liminski; **54** Victoria Borodina von Pexels; **55** Von Bundesarchiv, B 145 Bild-F003014-0002 / Brodde / CC-BY-SA 3.0, CC BY-SA 3.0 de, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=5448524>; **56, 57** Gerd Altmann, Pixabay; **58** Pexels: by saeed karimi on Unsplash; **59** pexels von Monica Silvestre; **60** S. Hesse.



Liebe Freunde
„DES FELS“,

am 24. Dezember ist unser Freund und Mitstreiter Manfred Christ an einem langwierigen Leiden verstorben. Manfred Christ war ein Mann der allerersten Stunde. Er war 2000 beim Gespräch mit Erzbischof Dyba in Fulda anwesend, das im Weiteren zur Gründung des „Forums Deutscher Katholiken“ am 30. September 2000 führte. Manfred Christ war eines der 34 Gründungsmitglieder.

In der Folgezeit hat sich Manfred Christ bei allen Kongressen in vielfältiger Weise in die Vorbereitung und Durchführung als Mitglied des Organisationsteams eingebracht. Sein tatkräftiges Engagement konnten alle Teilnehmer der Kongresse mitverfolgen. Besonders 2009, 2012 und 2016 als das Forum zu Gast in seiner Heimatstadt in Aschaffenburg war.

Seit einigen Jahren zwang ihn ein unheilbares Krebsleiden kürzer zu treten und sich schließlich aus der aktiven Mitarbeit zurückzuziehen. Am Weihnachtstag ist er in die ewige Heimat abgerufen worden. Ich bitte alle um ein Gebetsgedenken für unseren Freund Manfred Christ.

In herzlicher Verbundenheit
Ihr Hubert Gindert

Leserbriefe

Leserbrief zum Bericht: „Auf dem Prüfstand – Am Nasenring der Kirchenveränderer“ aus „Der Fels“ vom Januar 2021

Es ist sehr bedauerlich, dass die Forderung nach dem Frauenpriestertum auch vor Ordensgemeinschaften nicht halt macht. Gerade von hier würde man erwarten, dass dem öffentlichen Trend Einhalt geboten würde. Dass Ordensfrauen seit langem Predigten während des sonntäglichen Messopfers übernehmen, obwohl sie genau wissen, dass diese Aufgabe allein dem Priester gebührt, ist u. a. federführend für den allgemeinen Aufstand unter den Katholiken. Dieser wird leider zunehmend auch dadurch beflügelt, dass katholische Kirchenzeitungen gezielt Leserbriefe am laufenden Band für die Zulassung des Frauenpriestertums veröffentlichen. Briefe dagegen, die der Lehre der Kirche entsprechen, wie sie Papst Johannes Paul II. endgültig festgelegt hat, haben es schwer. Meist setzt man gleich einen Befürworter daneben. Das eigentliche Problem ist der fehlende Glaube an das Geheimnis der realen und bleibenden Gegenwart unseres Herrn und Erlösers Jesus Christus – mit Gottheit und Menschheit – im Allerheiligsten Sakrament des Altares und an die Größe und Erhabenheit des Priestertums Jesu Christi. Möge die allerseligste Jungfrau und Gottesmutter Maria den Glauben und die Liebe zu diesem hochheiligen Sakrament neu entfachen. Der heilige Josef kann in diesem, ihm geweihten Jahr, zu

neuen Ufern führen, wenn wir ihn als den Pflegevater Jesu und als wahren Bräutigam Mariens flehentlich für die Kirche seines göttlichen Pflegesohnes bestürmen. Schließlich gilt er seit eh und je als Schutzpatron der Kirche Jesu Christi.

Evi Schmid, Röhrmoos

Es gibt engagierte Priester
Dem Jahresbericht 2020 von Pater Martin B. entnehme ich, was ein engagierter Priester auch heute auf sich nimmt, um den Menschen zu dienen: Autofahrten von etwa 40.000 km und rund 12.000 km Zugreisen, drei mehrtägige Exerzitionen, fünf Jugendfreizeiten, ein Dutzend Jugendwochenenden, ein einmonatiger Einführungskurs für Coworker sowie 300 Besuche, 200 Predigten, Vorträge, Impulsabende und Meditationen sowie 500 Seelsorgegespräche. Der Eifer erinnert an den Pfarrer von Ars!

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im Februar 2021

Gewalt gegen Frauen.

Beten wir für die Frauen, die Opfer von Gewalt geworden sind, damit sie von der Gesellschaft geschützt und ihre Leiden ernst genommen und angehört werden.

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Diakon Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Edith Missal
Schilfgraben 4, 18356 Barth
- Johannes Nebel FSO
Die geistliche Familie „Das Werk“,
Thalbachgasse 10, A-6900 Bregenz
- Rektor Georg Alois Oblinger
Marienfriedstr. 62, 89284 Pfaffenhofen
- Gerhard Stumpf
Karlstr. 3, 63793 Aschaffenburg
- Pastoralreferent Alfons Zimmer
Am Füllort 3c, 44805 Bochum
- Simone Zwikirsch
(Diözesanrat der Katholiken im
Bistum Augsburg),
Kappelberg 1, 86150 Augsburg

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

E-Mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

VR-Bank Landsberg-Ammersee eG: Der Fels e.V. KontoNr.: 5147522, BLZ: 700 916 00

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Postbank München: Der Fels e.V. KontoNr.: 903 166 809, BLZ: 700 100 80

IBAN: DE59 7001 0080 0903 1668 09 BIC: PBNKDEFF

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,

KontoNr.: 2 493 378, BLZ: 55 000 IBAN: AT72 5500 0000 0249 3378 BIC: SLHYAT2S

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance: Der Fels e.V. Nr.: 60-377 132-6

IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6 BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Bestellungen wie oben, Der Fels e.V.

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

P. Edmund Pontiller OSB „Priester sein, heißt Opfer sein!“

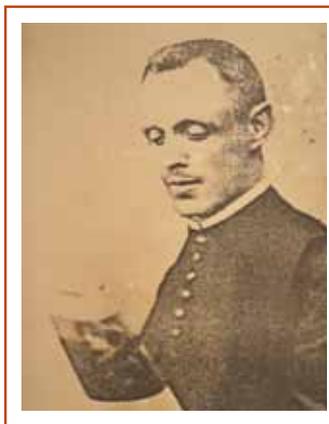
Edmund Pontiller, Taufname Josef, wurde am 4. November 1889 in Dölsach-Göriach, Bezirk Lienz, Osttirol, geboren. Er wurde am 24. September 1912 im Priorat am Martinsbühel/Zirl als Novize der Kinderfreund-Benediktiner eingekleidet. Am 30. Juli 1916 empfing er die Priesterweihe im Salzburger Dom. In der Folgezeit war er im erzieherischen Bereich zunächst in Innsbruck, dann im Benediktinerkloster Niederaltaich tätig. In der Jugendarbeit bewies sich sein begeistertes Priesterherz.

Unmittelbar nach der Machtübernahme Hitlers in Deutschland im Januar 1933 geriet Pontiller mit der Gestapo in Konflikt. Nach den ersten drohenden Auseinandersetzungen wegen angeblichen „Kanzelmissbrauches“ versetzten ihn seine Oberen in das österreichische Benediktinerstift Lambach. Nach dem Anschluss Österreichs im März 1938 emigrierte er nach Ungarn als vermeintlich sicherem Asylant. Zuerst fand er in der Erzabtei Bakonybél Aufnahme, deren Abt ihm eine Stelle als Hauskaplan auf Schloß Oroszvár beschaffte, bis P. Edmund Pontiller 1940 als Hausgeistlicher im Schloss Szentegát bei Szigotvar aufgenommen wurde.

Nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht in Ungarn wurde Pater Pontiller Mitte April 1944 verhaftet, durch Gestapobeamte entführt und am 20. Mai 1944 an das Landgericht Wien überstellt. Am 13. Oktober wurde er vor dem Volksgerichtshof angeklagt: Rundfunkverbrechen, Wehrkraftzersetzung und Feindbegünstigung. Als Hauptindiz diente ein abgefangener Weihnachtsbrief, den er im Jahre 1942 an den Erzabt von Pannonhalma geschrieben hatte. Darin verurteilte er unter anderem die Euthanasie- und KZ-Morde und bezeichnete Hitler wegen seiner Christenverfolgung als „Nero auf deutschem Thron“. Bei der Hauptverhandlung am 15. Dezember 1944 in Salzburg warf ihm der Präsident des Volksgerichtshofes Freisler, der eigens persönlich angereist war, „hasserfüllte Greuelhetze“ vor und nannte ihn einen „Propagandabüttel unserer Kriegsfeinde“. Man erfand Devissenschiebereien und homosexuelle Übergriffe auf Lehrlinge, für die sich auch bei gründlichen Recherchen

nach dem Krieg nicht der geringste Beleg fand. Das Schlusswort des Angeklagten unterbrach Freisler sofort brüllend: „Sie müssen sterben, damit das deutsche Volk leben kann!“

P. Pontiller schrieb unmittelbar vor seiner Hinrichtung: „Herr, Dein Wille geschehe! Priester sein, heißt Opfer sein! [...] Ich verzeihe allen und



jedem und hoffe von Gott auf Verzeihung meiner Sünden und Fehler.“ Das Todesurteil wurde am 9. Februar 1945 um 16.00 Uhr mit „Ermächtigung des Führers“ in München-Stadelheim durch Enthauptung mittels Fallbeils vollstreckt.

Die Gebeine des Märtyrerpriesters wurden 1962 in die Krypta der Abtei Niederaltaich überführt. Ein Teil der sterblichen Überreste fand im „Grüftl“ unter der Dölsacher Pfarrkirche seine letzte Ruhe.

Hermann Rieke-Benninghaus

Qu.: Johann Großruck, Pater Edmund Pontiller OSB 1889–1945, Innsbruck 2015; Foto: heiligenlexikon.de/BiographienE/Edmund_Pontiller.html